

# DEUTSCHE RUNDSCHAU

herausgegeben von Rudolf Pechel

---

---

## *Aus dem Inhalt:*

- Rudolf Pechel* . . . Tage der Mahnung  
*Gustav René Hocke* . . . Paradoxes Italien  
*Otto v. Taube* . . . Erinnerungen an Gordon Craig  
*Fritz Diettrich* . . . Theodor Däubler,  
der große Rhapsode  
*Hermann Stahl* . . . Unanfechtbar Mai und Juni  
(Gedicht)  
*Moritz Lederer* . . . In memoriam Max Pallenberg

80. Jahrgang · Juni 1954



VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU · BADEN-BADEN

## INHALT

**RUDOLF PECHEL**  
Tage der Mahnung . . . . . 537

**GUSTAV RENÉ HOCKE, ROM**  
Paradoxes Italien . . . . . 539

**WOLFRAM DANIEL**  
Kein Tag ohne Ärger in Sofia . . 548

**WERNER A. FISCHER**  
Und fallen werdet ihr! . . . . . 555

**FELIX M. WASSERMANN**  
Von St. Augustine bis Tarzan . 556

**HERMANN STAHL**  
Unanfechtbar Mai und Juni . . 563

**KARL O. PAETEL**  
Die amerikanischen „Comics“ . 564

**LEON ZEITLIN**  
Leben und Lebenserwartung als  
volkswirtschaftliches Problem . 567

**ERNST SONTAG**  
Friedrich der Große  
und die Bauern von Kocz y . . 571

**HELMUT M. BRAEM**  
Die Novelle im 20. Jahrhundert —  
ein Paradoxon . . . . . 574

**R. CALTOFEN**  
Seltsame Ehrung . . . . . 577

**MORITZ LEDERER**  
In memoriam Max Pallenberg . 578

**OTTO FREIHERR VON TAUBE**  
Erinnerungen an Gordon Craig . 581

**FRITZ DIETRICH**  
Theodor Däubler,  
der große Rhapsode . . . . . 585

**RUNDSCHAU**  
Saudi-Arabien unter neuem Herr-  
scher (592) — Fidschi (594) —  
Sprachenfrage in Indien (596) —  
Die Wiedergeburt der ältesten  
Stadt des Okzidents (598) — Vor-  
bildliche Maßnahmen (600) — Lud-  
wig Curtius (601) — Friedrich  
Fischer zum 10jährigen Todestag  
(601) — Telefon, Badewanne und  
Abitur (603) — Die Reichsbahn  
antwortet nicht (604)

**ELISABETH KAISER**  
Ein seliges, seliges Sterben . . 606

**WERNER ACKERMANN**  
Urwald in der großen Stadt . . 609

**HANS DAIBER**  
Baculus lebt auf dem Mond . . 627

**LITERARISCHE**  
**RUNDSCHAU** . . . . . 629

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag *Deutsche Rundschau*, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die *Deutsche Rundschau* erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—, Zuzügl. Zustellgebühr. Bankverbindung: Süddeutsche Bank, Baden-Baden. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die *Deutsche Rundschau* veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur bei Rückporto. — Herausgeber: Rudolf Pechel.

Verantwortlicher Redakteur: Klaus Hoche.

Druck: Pressehaus Geisel & Co., Wiesbaden.



## Tage der Mahnung

Nicht ohne immer wiederkehrende stärkste innere Berührung und Ergriffenheit kann ich das Bild ansehen, auf dem das Vordringen der Arbeiter aus Ost-Berlin durch das Brandenburger Tor unter Führung deutscher Jugend mit den schwarz-rot-goldenen Fahnen am 17. Juni v. J. festgehalten ist. Dieses Ereignis, das längst Geschichte geworden ist, hat auch den Westen Deutschlands — nur abgesehen von den Menschen, deren Götter der Bauch und das Portemonnaie sind — erschüttert und aufgerüttelt. Trotzdem blieb es beschämend, daß die geschichtliche Bedeutung dieser Erhebung einer waffenlosen Bevölkerung gegen ihre schwer bewaffneten Zwingherren vom Ausland besser und richtiger gesehen wurde als in der Bundesrepublik. Der tiefe Sinn des freiwillig dargebrachten Opfers aber darf nicht verlorengehen.

Die Lügen, die in Mitteldeutschland von den Gewaltherrschern über diesen Tag verbreitet wurden, haben ihre Wirkung verfehlt. Sie sind nicht nur verbrecherisch, sondern, was mehr ist, einfach dumm. Die Hetzschriften, welche die Erhebung der Bevölkerung, die wirklich in den Himmel griff, um ihre heilige Freiheit zu retten, zeigen mit ihren albernen Entstellungen und Lügen nichts weiter als die Angst, die durch diese echte Revolution die Bonzen ergriffen hat, ebenso wie die beispiellosen Schandurteile, die sechs Todesurteile und mehr als zweitausend Jahre Zuchthaus und Gefängnis über die an der Erhebung Beteiligten verhängt haben. Die große Welle, welche damals die Herzen drüben und hüben ergriff, schien Hoffnungen auszulösen. Wie aber ist es heute?

Die Haltung der Bevölkerung in der Sowjetzone hat sich grundlegend geändert. Sie ist sich ihrer immanenten Kräfte bewußt geworden und weiß, daß sie den Deutschen im freien Lande wahrlich nicht als Bittsteller zu nahen hat, sondern mit sehr ernststen und berechtigten Forderungen. Die Hoffnungen, die der Aufstand in Berlin und in den großen Arbeiterzentren erweckte, nämlich auf eine sofortige Reaktion des Westens, waren utopisch. Jeder Schritt, der die ersuchte Antwort gebracht hätte, die uns allen am Herzen lag, mußte unterlassen werden, weil er die unmittelbare Gefahr eines dritten Weltkrieges heraufbeschworen hätte, dessen erste Leidtragende unsere Brüder drüben gewesen wären. Die Träger der Erhebung sind sich hierüber klar. Sie wissen auch, daß ihnen wie uns nichts anderes übrig bleibt, als zu warten und Geduld zu üben. Die Geschichte würde ihren Sinn verlieren, wenn nicht doch einmal die Wiedervereinigung in einem freien Deutschland vollzogen würde. An dieser Gewißheit halten wir trotz der Berliner und Genfer Konferenz fest. Da grundsätzlich eine *gewaltsame Änderung* außerhalb des Bereiches der Möglichkeiten liegt und von niemandem angestrebt wird, bleibt nur die Hoffnung auf Verhandeln, Verhandeln, Verhandeln, um allmählich die starre Haltung der kommunistischen Welt zu erweichen.

Wir wollen aber nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß hier eine unabdingbare Pflicht der Völker liegt, die den Zustand, unter dem das deutsche Volk, aber auch die ganze Welt leidet, das Haupthindernis für eine Befriedung der Welt, herbeigeführt haben. An ihnen ist es, der Bedeutung des 17. Juni 1953, die sie erkannt haben, gerecht zu werden und sich die Forderung der Unterdrückten in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands zu eigen zu machen. Mit Erschrecken haben wir aus Genf Worte vernommen, die für die unglücklichen Länder Korea und Indochina die Trennung Deutschlands als eine Lösung, die niemals eine Lösung sein kann, als ein Muster hinstellen. Die Toten mahnen.

\*

Der Juni bringt noch einen zweiten Gedenktag: den 30. Juni. Es sind jetzt zwanzig Jahre her, daß der sogenannte Röhmputsch über die Bühne ging. Für die freie Welt ist es heute uninteressant, daß damals Hitler seine angeblichen Gegner, die gar keinen Putsch planten, in seiner eigenen Partei vernichtete. Aber von entscheidender Bedeutung ist es, daß damals das blutige Regime zum ersten Male vor der ganzen Welt seine Fratze enthüllte. Hitler, Göring, Himmler, Heydrich und Goebbels benutzten die Gelegenheit, um Gegner, die mit Röhm nicht das geringste zu tun hatten, ermorden zu lassen. Nach unserer Auffassung bleibt dieses Datum der entscheidende Tag, nach dem es ein Paktieren und ein Mitlaufen mit dem Nationalsozialismus für Menschen mit Verantwortungsgefühl nicht mehr geben durfte. Die Ermordung der Generäle v. Schleicher und v. Bredow war der gegebene Anlaß, daß die Reichswehr in ihrem eigenen Interesse Konsequenzen gegenüber dem verbrecherischen Regime hätte ziehen müssen.

Was die Träger des Widerstandes an diesem Tag durch Mord verloren haben, sei nur durch *einen* Namen wieder ins Gedächtnis zurückgerufen. *Edgar J. Jung*, der kurz vor dem 30. Juni 1934 verhaftet worden war, gehört zu den Opfern Hitlers. Er war einer der stärksten Köpfe und einer der berufenen Führer des Widerstandes. Er war der Verfasser der Marburger Rede, die der Vizekanzler von Papen als Lautsprecher, wahrscheinlich ohne sich der Konsequenzen bewußt zu sein, damals verkündet hat. Mit Edgar Jung sind viele Hoffnungen begraben worden, da er nicht nur mit messerscharfer Logik die verbrecherischen Grundlagen des Regimes brandmarkte, sondern ein konstruktives, bis in die letzten Einzelheiten ausgefeiltes Programm zur Ablösung des Systems bereit hatte. Er und die mit ihm Ermordeten gehören in die Reihe der großen Vertreter des Widerstandes, die nach dem 20. Juli 1944 sein Schicksal haben teilen müssen. Diese Toten zu vergessen, würde ein Verbrechen an dem Schicksal unseres Volkes bedeuten.



## Paradoxes Italien

Im gegenwärtigen Panorama europäischer Nationen mit freien politischen Einrichtungen würde einem neuen interplanetarischen Besucher, einem neuen Micromégas, Italien den Anblick der auffallendsten Paradoxien bieten. Beim ersten flüchtigen Umblick würde er registrieren: Fortschritte der antidemokratischen Extremisten von links und rechts und gleichzeitiges Entstehen beachtlicher militärischer Verhältnisse. Neben äußerer parlamentarischer Instabilität also Konsolidierung von Macht — mit amerikanischer Hilfe — so daß im Rahmen der heutigen kontinental-europäischen Verhältnisse das Gewicht einer mittleren Großmacht erreicht ist.

Micromégas würde weiter bemerken einen glänzenden wirtschaftlichen Aufschwung bei gleichzeitiger sozialer Unzulänglichkeit. Modernste Hochhäuser und mittelalterliche Hütten, Riesenvermögen neben dem öden Alltag in Höhlenwohnungen, fast orientalischer Luxus neben kleinbürgerlicher Misere. Schließlich würde der naive Weltraum-Gast noch beobachten — um seinen ersten Rundblick zu beenden — Frömmigkeit neben Verkommenheit, schlichte Religiosität und aufopfernde Caritas, Askese und Heiligenkult neben skandalösen Enthüllungen über künstliche Rauschgift-Paradiise in großbürgerlichen und aristokratischen Kreisen oder in Kreisen, die sich als solche geben. Von Vendetta, Gift, Banditen würde er hören, von ambulanten Kokotten auf Telephonbestellung, von Verleumdung, Haß, Passion, Eifersucht, Neid, frenetischer Geldgier.

Er würde also kolossale Fragmente des Menschlichen nebeneinander sehen, anscheinend ohne Verbindung zueinander, aus verschiedenartigem Stoff zusammengesetzt, und der so abrupt gelandete Beobachter würde vielleicht meinen, es sei dieses Volk begriffen, in einen gefährlichen Abgrund zu stürzen.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Wissensgrad jenes Micromégas in vielem demjenigen ähnlich ist, den der durchschnittliche Europäer oder Amerikaner sich heute auf Grund der täglichen Lektüre mancher Zeitungen von diesem Lande macht, von dem er immerhin weiß, daß es eine Schatzkammer des Geistes ist, daß seine Grenzen eine der vollendetsten historischen Landschaften der Welt umschließen. Sollte der Bruch wirklich so schlimm sein, daß man dieses Land mit seinen tiefen Menschheitsspuren, daß man diese Nation, dieses Volk mit seinen eminenten menschlichen Qualitäten und vielseitigen Talenten, daß man Rom bereits aus dem Umkreis des freiheitlich Europäischen ausscheiden sieht, eine leichte Beute des neuen, des säkularisierten Byzanz?

Das Paradoxale ist deswegen so erregend, weil sich alle Elemente des Widersprüchlichen umkehren lassen. Es wird sich in unserer mit Ereignissen übersättigten, aber mit Gedanken unterernährten Zeit erweisen, ob



nicht gerade Nationen, die heute den Eindruck einer starken äußeren Stabilität machen, vieles von ihrer inneren Vitalität und inneren Bewegungsfreiheit dafür geopfert haben und daher in einem tieferen historischen Sinne verletzbarer sind als solche, die sozusagen ihre Gärungsprozesse nicht im vorhinein durch allzu straffe Vereinfachungen verdrängen.

In der italienischen Republik ist, um mit dem Versuch einer exakten Reliefkarte zu beginnen, die Demokratie mit dem experimentellen Ernst begonnen und fortgesetzt worden, der einen Leonardo und Galilei auszeichnete. Die konstitutionelle Monarchie der Zeit von 1871 bis 1944 war, mit dieser radikalen politischen Operation verglichen, eine verhüllte Restauration. Die Pressefreiheit in der Nachkriegs-Republik ist vollkommen; sie hat hohe Fieberzustände erzeugt. Niemand kann, nach rund 10 Jahren einer parlamentarisch-demokratischen Einrichtung in einer republikanischen Staatsform, behaupten, Italien habe sich in ein geistiges, politisches und wirtschaftliches Chaos gestürzt. Von Jahr zu Jahr wird prophezeit, es gleite die schöne Halbinsel hinter den Eisernen Vorhang, es breche die Währung zusammen, es löse sich die „Gesellschaft“ auf. Tatsache ist, daß das Parlament bei aller Schärfe seiner Auseinandersetzungen funktioniert, daß man geistigen Gegensätzen nicht ausweicht, daß sich keine Machtclique etwa „militaristischer“ Art neben dem Staat entwickelt, daß seit 10 Jahren im Grunde genommen eine einzige Regierung mit wechselnden Persönlichkeiten und Koalitionen herrscht, nämlich eine solche der Mitte, von gemäßigt Links bis gemäßigt Rechts.

Die perspektivische Täuschung ergibt sich daraus, daß man vielfach äußere Phänomene des gesamten italienischen „Lebens“ für Wesenszüge hält, und — wie es bei der Schilderung deutscher Verhältnisse so oft der Fall ist — die vordergründigen Aspekte in den Sensationsspalten der Weltpresse für substantielle Enthüllungen. Eine oft dramatische, groteske, absurde und nicht selten widerwärtige Bewegtheit und Disharmonie in den italienischen Verhältnissen ist nicht zu leugnen. Aber was alles tritt nicht — durch die entfesselte Wissens- und Meinungsfreiheit der erst jetzt errungenen Demokratie im westlichen Sinne — ins Bewußtsein des Durchschnittsitalieners, wobei der Gebildete im Norden und der Analphabet im Süden extreme Positionen darstellen! Jahrhunderte von geistiger und sozialer Unterdrückung, Fremdherrschaft und pseudo-patriarchalischer Ausbeutung, die Brutalität von Polizeisystemen und die Sanfttheit pharisäischer Dunkelmänner, die Stupidität von Latifundien-Besitzern und die engstirnige, provinzielle Machtgier von Stadtherren und Kommunaltyrannen (wie Dante darunter gelitten hat!), der Dualismus von Staat und Kirche, das Absinken des Mittelmeers als Kulturzentrum schließlich nach dem Entstehen der atlantischen Welt. Bei solchen Begegnungen mit Massen fragwürdiger Vergangenheit müssen im kräftigsten Organismus Funktionsstörungen eintreten. Daß sie vorhanden sind, ist nicht zu leugnen. Daß der Gesamtorganismus Italien deswegen sterbenskrank sein soll, wird niemand zu sagen wagen, der dieses Volk und diejenigen beiden Eigenschaften kennt, die an ihm vielleicht am meisten auffallen: seine Vitalität und seelische Beweglichkeit.



Dennoch sind die Paradoxien zu augenfällig, als daß man sie ignorieren könnte, und es ist nützlich, sie zu erweitern, um dann daraus zu einem neuen Schluß zu gelangen. Hier zunächst einige nüchterne, aber vielleicht verblüffende Tatsachen, die um so auffällender erscheinen müssen, als sie aus *deutschen* Berechnungen stammen. Verglichen mit 1951 ist der italienische Produktionsindex um volle 10 Punkte gestiegen. Er liegt also um einen Punkt höher als in der Bundesrepublik. Reist man heute erst durch Frankreich und dann durch Italien, so begreift man am besten, was diese Zahlen bedeuten. Um Rom und Mailand sind ganz neue Stadtviertel entstanden. In Paris ist, wie man weiß, ein Neubau eher eine Seltenheit. 1953 wurden in Italien eine Million Wohnräume gebaut; es bedeutet dies eine 25prozentige Steigerung gegenüber 1952. In der Landwirtschaft ist, verglichen mit 1937—39, eine Steigerung von 11% zu verzeichnen. Die industrielle Produktion hat, gegenüber der Vorkriegszeit, ein Mehr von 56% überschritten. Gegenüber 1952 ist das Volkseinkommen um 707 Milliarden Lire gestiegen, das Brutto-Volkseinkommen um 7,5%. *Es ist dies der höchste Prozentsatz in ganz Europa.* Trotz aller abenteuerlichen Fälle von Steuer- und Kapitalflucht: der Fiskus nahm 1952 174 Milliarden Lire mehr ein als im Jahr zuvor. Auch die Investitionen stiegen um 15,5%. Das Durchschnittseinkommen der Bevölkerung stieg — pro Kopf — von 214 000 auf 229 000 Lire, das sind — gegenüber 1952 — 6,5%.

Diese Zahlenreihe verdient um so mehr Beachtung, als sie in keiner Weise den Eindruck vermitteln soll, es entstehe in Italien so etwas wie eine neue Schweiz. Es ergibt sich daraus, daß in Italien gearbeitet wurde wie in denjenigen europäischen Ländern, die sich in dieser Hinsicht für mustergültig halten. Es zeigt sich vor allem, daß in der demokratischen Republik viel größere industrielle und landwirtschaftliche Produktionsziffern erreicht worden sind als unter dem Faschismus, trotz aller konzentrierten Störungsmanöver der Kommunisten und Neofaschisten. Man wird sich nun fragen, wie die starken sozialen Unruhen in Italien zu erklären sind, wieso das faktische Elend noch nicht beseitigt werden konnte, das ebenfalls keinem entgeht, der Italien besucht, vor allem den Süden des Landes. Damit berührt man ein Kernproblem. Rohstoffarmut, Geburtenüberschuß (350 000 pro Jahr), ungleiche, asoziale Verteilung des Volkseinkommens, Rückständigkeit der sozialen Gesetzgebung und ein entscheidendes Problem: der durchschnittliche Italiener denkt sozial im Rahmen der Familie und der Sippe. Soziales Denken auf die gesamte Nation bezogen ist den meisten fremd.

Es ergibt sich somit das Paradoxon, daß es einem Lande, dessen Wirtschaft ausgezeichnete Zensuren vorzuweisen hat, nicht allzu gut geht. Die Folge der strukturellen Unzulänglichkeit der italienischen Wirtschaft bei dieser Bevölkerungszahl und ständigen Bevölkerungszunahme ergibt sich aus folgendem. Ein Parlamentsausschuß hat das „Elend und die Arbeitslosigkeit“ im gegenwärtigen Italien untersucht. Der Präsident des Ausschusses, der jetzige sozialdemokratische Minister Vigorelli, gab darüber vor der Öffentlichkeit einen ebenso eindrucksvollen wie erschreckenden Bericht. Fast eine Viertelmillion Menschen leben in Kellern oder Speichern, etwa 100 000 in Grotten und Baracken. Zweieinhalb Millionen Italiener



trifft das Schicksal, zu zweit oder gar zu dritt je einen Raum zu bewohnen. Rund eine Million Italiener essen niemals Fleisch oder Zucker. Der Weingenuß ist ihnen völlig unbekannt. Als Gesamtbild ergibt sich: etwa 1,3 Millionen Familien (11,7 Prozent) haben einen „sehr niedrigen“ und weitere 1,3 Millionen Familien einen „niedrigen“ Lebensstandard. 7,6 Millionen Familien (65 Prozent) leben unter „bescheidenen“ Bedingungen, nur 1,2 Millionen Familien erfreuen sich „bequemer“ Lebensumstände. Den größten Anteil am Elend haben der Süden und die Inseln. In einigen dieser Gebiete zählt man heute noch bis zu 30 Prozent Analphabeten. Der Ausschuß kam zu dem Ergebnis, daß die sozialen Einrichtungen überbürokratisiert und daher unzulänglich seien. Das relativ geringe italienische Staatseinkommen setze einer Sozialpolitik nach dem Beveridge-System enge Grenzen. Sie rechtfertige aber keineswegs den Mangel an Initiative auf sozialem Gebiet.

Man begreift nun, daß die sozialen Spannungen und die damit verbundenen, meist politisch aufgebauchten Skandalaffären nicht wegen eines wirtschaftlichen Niedergangs, sondern trotz eines wirtschaftlichen Aufstiegs zu erklären sind. Die Republik leidet unter den Wehen einer Übergangszeit. Ob sich allerdings eine auch nur relative Harmonie ergeben wird, ob Italien imstande sein wird, bei allem wirtschaftlichem Fortschritt, seinen 350 000-köpfigen Zuwachs jährlich in den Produktionsprozeß einzugliedern, darf man bezweifeln. Italien braucht das Ventil der Emigration und die wirklich totale „Liberalisierung Europas“, d. h. offene Grenzen. Beides erscheint gegenwärtig utopisch. Das weiß man am besten in Italien. Die Unruhe Italiens hat also auch einen rationalen Ursprung. Wie zwischen seinen Paradoxa, so schwanken die Italiener zwischen Pessimismus und Optimismus, und das ist auch der tiefere Grund für ihr Zögern vor der EVG und der Europa-Union, vor „Rechts“ und vor „Links“, vor einem „französischen“ oder „deutschen“ Kurs in Europa, vor einer vielleicht äußerst heilsamen Währungsreform, vor den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten von Ost und West.

Trotz allem weiß man gerade in Italien, daß der Perfektionismus in der Politik zur Vorstellungswelt revolutionärer Psychopathen gehört. Die Schule des Realismus in politicis hat in Italien stets gute Lehrmeister gehabt. Wie also könnte, so fragt man sich, Italien wenigstens einen guten Teil seiner eigenen Probleme selbst lösen? Seit einiger Zeit ergibt sich — auch im Bezirk des Sozialen — eine vorerst noch theoretische Diskussion zwischen Staat und Kirche, die für ganz Europa interessant wird.

Der moderne italienische Einheitsstaat ist mitten unter den „laizistischen“ Strömungen entstanden, die — sei es Liberalismus und Nationalismus — das politische Denken in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beeinflußt haben. Das Risorgimento entwickelte sich aus einer oppositionellen Bewegung zum Kirchenstaat und zum kirchlichen Prinzip der Hierarchie. Erst im 20. Jahrhundert erfolgte die Versöhnung von Kirche und Staat. Grundlage dafür bildete die kirchliche Anerkennung der laizistischen Natur dieses Staates. Staat und Kirche bekämpfen sich nicht mehr. Die Trennung der Sphären bildete aber gleichsam die Magna



Charta der geeinten Nation. In einem Lande wie Italien, wo Erinnerungen an die politischen Probleme des antiken Imperiums und an die Auseinandersetzungen zwischen Papst und Kaisertum viel lebendiger geblieben sind als in anderen europäischen Ländern, haben sich Grundfragen dieser Art, insbesondere die Abgrenzung von irdischer Polis und Gottesstaat, damit nicht erschöpft. Sie wirken nach. Gerade dort, wo der Stuhl Petri seinen Sitz hat, wo es keine nennenswerte konfessionelle Spaltung gibt, ringt der laizistische Staat viel stärker um seine Selbstbestimmung als in den ältesten europäischen Nationalstaaten, etwa in England oder in Frankreich. Die Polarisierung von Kirche und Staat hat in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen gewissen Abschluß gefunden. Zwei „Sphären“ entstanden, die autonom sind, aber bisher keinen absoluten Gegensatz bilden. Im Gegenteil. Sie gleichen sich aus. Aber in einer „Harmonie der Distanz“.

Die wirren Zeiten nach dem Zweiten Weltkrieg haben dieses Gleichgewicht bedroht. Den „ultra-laizistischen“ Bestrebungen, d. h. den Massenbewegungen eines ökonomischen, estatistischen oder biologischen Materialismus, mußte ein neues „Ethos“ entgegengesetzt werden. Gruppierungen entstanden, die als politische Parteien sich ideologisch auf Grundelemente der christlichen Moral beriefen. In diesem Augenblick trat im katholischen Italien das Problem der Interferenz von Staat und Kirche wieder auf. Gegner einer solchen christlich-ethischen Sinngebung für eine politische Gruppe meinten, Italien stehe mit einem Beine im Staate, mit dem andern in der Kirche.

Die maßgebenden Politiker der Christlich-Demokratischen Partei Italiens als stärkste politische Gruppierung dieser Art in diesem Lande ringen seit ihrem Entstehen darum, ohne ihr christliches Ethos aufzugeben, mögliche „Vermengung“ der Sphären zu verhindern. Hier liegt, neben den wirtschaftlichen und sozialen Ursachen, einer der tiefsten Ursprünge der immer schärferen Krisen in Italien. Der Kommunismus erreichte seine Erfolge in Italien nicht so sehr unter der Fahne von Marx, Lenin und Stalin. Er eroberte so breite Provinzen der öffentlichen Zustimmung, weil er nationale und antiklerikale Parolen à la Garibaldi aufgriff, weil er — in schauerlicher Paradoxie — die Freiheit des Einzelmenschen und die Toleranz verkündete, ganz abgesehen natürlich vom ständigen Hinweis auf die nicht gerade vorbildliche soziale Lage. Im Süden beispielsweise berief er sich mehr auf jene heute schon geradezu monumentale Inkarnation des liberalen Gedankens in Italien, mehr auf Benedetto Croce als auf Marx und Lenin. Nur so erklärt es sich, daß, wie in keinem Lande Europas, ein so großer Teil der auch angesehenen und schöpferischen Geistigkeit Italiens entweder kommunistisch ist oder mit Togliatti, diesem Meister des „Understatement“, sympathisiert. Man mag dies für töricht, weltfremd oder sogar für verantwortungslos halten. Es ist eine Tatsache.

Welche Gefahr in dieser Wendung besteht, es könne der in Italien so geschickt verkappte Kommunismus sich mit noch größerem Erfolg zum Träger der Risorgimento-Freiheiten machen, hat kein italienischer Staatsmann so gut verstanden wie De Gasperi. Welches könnten die gefährlichsten Gründe für ein weiteres Anwachsen des Kommunismus werden? Eine



undemokratische „Reaktion“ auf ihn, auch eine Übernahme absolutistischer Gedanken aus dem hierarchischen Aufbau der Kirche, mit anderen Worten, eine „Klerikalisierung“ der einzigen großen Partei Italiens, die bisher — trotz so vieler Rückschläge — die roten Fluten einzudämmen vermochte.

Da die Christlich-Demokratische Partei sich selbst als katholische Partei bezeichnet, bewegt sie sich als *politische* Partei bewußt und ausgesprochen auf einem „laizistischen“ Felde mit „demokratischen“ Spielregeln. Die große Mehrheit der Partei würde jede andere Entwicklung, etwa den Aufbau einer Hierarchie mit einer „diktatorischen“ Führung, ablehnen. Es gibt allerdings eine „integrale“ Gruppe, die solche Entwicklungen anstrebt, welche die Partei, ja den Staat selbst der „demokratischen Verwässerung“ entreißen und ein straff gegliedertes autoritäres System, das, was die Ultra-Liberalen „Kleriko-Faschismus“ nennen, aufrichten möchte. Diese „Integralisten“ befinden sich in der Minderheit. Sie werden in der maßgebenden katholischen Partei scharf kritisiert und abgelehnt. Gerade in führenden politischen Kreisen der Partei wird betont, es könne eine Restauration in diesem „bourbonischen Stil“ die Einheit der Partei sprengen, das Bürgertum auflösen und schließlich dem Kommunismus endgültig Tor und Tür öffnen. Die politisch übrigens oft plumpen „Integralisten“ gelten in politisch aktiven Kreisen des katholischen Bürgertums Italiens zwar als anachronistische Figuren, aber man fürchtet sie, weil sie alte antiklerikale Ressentiments aus dem Risorgimento wecken und weil diese sich dann automatisch gegen die als „klerikal“ bezeichnete Mittelpartei richten.

Während der letzten Regierungskrise hat sich die laizistische Selbstbestimmung der Christlich-Demokratischen Partei besonders scharf bemerkbar gemacht. Kein Zweifel, daß sie sich gegen „reaktionäre“ Extremisten richtete, welche der Meinung sind, es könne in Italien endlich nur Ruhe geschaffen werden, wenn man statt sozialer Reformen ein autoritäres Regime einführe. Hier einige bemerkenswerte Beispiele:

Es sei die Zeit gekommen, so schrieb vor kurzem der sonst gemäßigte römische „Messaggero“, die Meinungen und Gefühle der breiten unteren katholischen Schichten zum Ausdruck zu bringen, die sich oft als besser erwiesen hätten als die „Hierarchien“. Es gelte, eine Übereinstimmung zu finden, schreibt das durchaus katholische Blatt, mit allen nichtkommunistischen Kräften, insbesondere mit den liberalen und sozialreformistischen. In keinem Falle dürfe man den Kommunisten Gelegenheit geben, als Vorkämpfer der Freiheit aufzutreten. Die Erziehung und Kultur müßten gegen jegliche „exklusivistische“ Tendenz verteidigt werden. Einheit der Geister, welche die Freiheit lieben, sei vonnöten, aller jener, die weder eine Diktatur von Rechts wollen noch den Kommunismus, die nicht der Reaktion verfallen wollen, um sich vor subversiven Mächten zu schützen.

Zweifellos, schrieb der nicht parteigebundene „Corriere della Sera“, der einen ebenso „christlichen“ wie „liberalen“ Mittelkurs vertritt, wächst in dem Maße, wie jüngere fortschrittliche Kräfte sich in der Christlich-Demokratischen Partei regen, auf ihrem rechten Flügel eine richtiggehende



„Reaktion“. Gegen sie wenden sich „die Jugend, die (christlichen) Gewerkschaften, ein großer Teil des Klerus und des Episkopats, alle diejenigen also, die häufigere und unmittelbarere Beziehungen zum Volk haben“. Man dürfe nicht vergessen, daß der Sieg der Christlich-Demokraten zu einem guten Teil den aktiven, volksnahen Pfarreien zu verdanken sei. Die Gefahr für diese Partei bestehe darin, daß sie sich mit einer „einfarbigem“ Regierung (ihrer Partei) begnüge, d. h. mit einer Regierung, die „ausschließlich katholisch sei und damit automatisch zu einer klerikalischen Entwicklung führe“. In diesem Falle aber „würden die religiösen Gelegenheiten, welche die Grundlage der katholischen Partei bilden, früh oder spät überwiegen, kirchliche Kräfte also, welche, per definitionem, diejenigen der reinen und einfachen sozialen Konservativen sind. Daher die fatale, unvermeidliche Sympathie der einfarbigem Regierungen für die rückständigsten Strömungen in der italienischen Gesellschaft. Diese Tendenz, eine unauslöschliche Tatsache, kann nur ausgeglichen werden durch eine Zusammenarbeit der Christlich-Demokraten mit den Parteien der großen nationalen und risorgimentalen Tradition (Liberalen und Republikanern), denn die Ursprünge des italienischen Staates sind vorgegeben, und nichts kann sie ändern. Eine katholische Partei kann den Staat nicht ändern, denn der Staat ist ein laizistisches Gebilde, er entspringt einer anderen als der katholischen Konzeption, wenn er auch zum religiösen Bewußtsein keinen Kontrast bilden kann und darf. Die tiefste Krise der Christlich-Demokratischen Partei, die Krise in der Krise, liegt darin, daß diese Partei nicht zwei verschiedene Tendenzen im modernen Bewußtsein verkörpern kann: die religiöse, welche die letzten Lebensziele außerhalb des Lebens sucht, und die laizistische, die rein weltlich ist und sich der Geschichte anvertraut.“ Soweit der „Corriere della Sera“.

Nach diesen und ähnlichen Klarstellungen hörte das Kokettieren mit Möglichkeiten, die exekutive Gewalt zu verstärken, zunächst auf. Es begann wieder, als in Washington erklärt wurde, man werde Industriebestellungen nur noch an Länder vergeben, die den Kommunismus entschiedener bekämpfen. Sofort wurde die Frage laut: „Wie kann das bei den gegenwärtigen parlamentarischen Verhältnissen geschehen?“ Die Anhänger einer milden „klerikalischen“ Diktatur hatten die Antwort sofort bereit: Autoritäts-Staat.

Die Art, wie die politischen Krisen Italiens in der amerikanischen Presse beurteilt werden, zeigt allerdings, daß man diese amerikanische Aufforderung, den Kommunismus entschiedener zu bekämpfen, in Kreisen, welche die Restauration durch eine Diktatur abschließen wollen, gründlich mißverstanden hat. Die Amerikaner meinen, daß man ihr Geld in Italien besser anlegen, daß man durch New Deal-Reformen das soziale „Gefälle“ ausgleichen soll. Sie kritisieren nicht die folgerichtige Anwendung des demokratischen Prinzips in Italien, sondern die vielfach (im Süden) mittelalterlichen wirtschaftlichen Verhältnisse, die geradezu groteske Investitionsangst, die antisoziale Mentalität des Großbürgertums, die Steuer- und Kapitalflucht, den für Amerikaner unfaßbaren Snobismus und die Weltfremdheit der Hochfinanz, die wirtschaftliche „Hauspolitik“ eines Landes, dessen aufgeschwemmter „Kommunismus“ nicht

als Triumphzug einer „Idee“ beurteilt wird, sondern als Ausdruck eines sozialen Versagens der wirtschaftlich führenden Schicht. Italien konnte also, nach amerikanischer Ansicht, eine der größten Chancen seiner Geschichte als Einheitsstaat seit 1948 verpassen.

Von diesem Hintergrund gesehen, gewinnt der Hinweis des „Corriere della Sera“ auf die „Krise in der Krise“ eine besondere Bedeutung. Nicht alle Unternehmer Italiens sind „rückständig“. Es gibt unter ihnen viele weltläufige, erfahrene, kluge Persönlichkeiten. Das, was gerade solche Vertreter der jüngsten Gruppen in Finanz- und Großindustrie denken, brachte das angesehene Mailänder Blatt zum Ausdruck. Die Folgerung ist einfach: von 1948—1953 ist ein restauratives Intermezzo geschaffen worden. Erfolg: der Kommunismus sei gewachsen. Würde er in Italien siegen, so wären alle europäischen Integrationspläne vernichtet, da das Bürgertum in Frankreich dadurch in seiner Verteidigungsstellung noch mehr geschwächt werde. 1954 gebe eine Alternative: Reaktion und Diktatur oder „Aufbau“ nicht im Sinne der oft fragwürdigen Nachkriegs-Improvisationen, sondern im Sinne einer allgemein nützlichen Konzeption. Diese Alternative sei allerdings nicht „echt“. Diktatur in der jetzigen fragwürdigen Restaurationsphase würde nur noch rascheres Anwachsen dieses gefährlichen „Not-Kommunismus“ bedeuten. Jeder, der heute die wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen politischer Entscheidungen übersieht, fördere den Kommunismus.

Aus diesem Gären der „Krise in der Krise“ hat sich ein erstes Ergebnis herauskristallisiert. Die parlamentarische Krise im engeren Sinne hat durch die Koalitionsregierung Mario Scelba einen neuen Abschluß gefunden. Die laizistischen Parteien und die christliche Massenpartei der Mitte: die gemäßigten Sozialdemokraten, die Republikaner, Liberalen und Christlich-Demokraten, haben sich als „Block“ rekonstituiert. Diese Mitte-Links-Koalition zeigt also, daß man zunächst wieder die Tradition des liberalen und republikanischen Risorgimento mit modernen sozialen Ideen und mit einem christlich-humanistischen Ethos verbunden wissen möchte. Die doppelte Frontstellung gegen die Reaktion von extrem Links und extrem Rechts bleibt bestehen. Man kann also von einem Sieg der politischen Vernunft sprechen, von einer für das ganze Europa positiven Entscheidung. Sie ist um so beachtlicher, als sie, wie man weiß, unter viel schwierigeren Bedingungen zustande kam als die Ausklammerung der Extreme in der Bundesrepublik etwa.

Wie lange diese Regierung Scelba, die geradezu symbolisch die eindeutigsten demokratischen Kräfte Italiens zusammenfaßt, bestehen wird, kann niemand sagen. Scelba hat schon nach kurzer Zeit gezeigt, daß er zu handeln versteht. Der EVG-Vertrag wurde, trotz der wildesten kommunistischen Drohungen, an die zuständige parlamentarische Kommission zur Prüfung weitergegeben. Scelba fühlt sich mit seiner Koalition stark genug, sich der Diskussion in beiden Häusern, die schwierig, ja langwierig und dramatisch werden wird, zu stellen. Er scheint weiterhin



bereit zu sein, durch zahlreiche innere Reformen auf den Ausgleich vieler Verhältnisse hinarbeiten zu wollen, die sich bisher so stark als Ursachen von Unruhen und Spannungen ausgewirkt haben.

Italien hat seit seiner Einigung noch keine Revolution erlebt. Viele hoffen, es werde durch die jetzige „kalte Revolution“ den Ausgleich von „Besitz“ und „Armut“, von „Freiheit“ und „Autorität“, von „Staat“ und „Kirche“ erreichen, um den die Nation vom Tage ihrer Einheit an kämpft. Hier wird die tiefere Spannung des Landes wirksam. Die Paradoxien lösen sich auf. Der Kampf zwischen „Kapitalismus“ und „Sozialismus“, zwischen „Kommunismus“ und „Individualismus“ ist nur eine äußere Erscheinungsform, welche diese tieferliegenden Spannungen in den Massenkonflikten und ihren Vereinfachungen gefunden haben. In dieser Hinsicht wird das zutiefst europäische Ringen Italiens zu einem für ganz Europa fesselnden Drama. Das Wort eines der scharfsinnigsten Verteidiger der Freiheit faßt den Sinn dieses Kampfes am besten zusammen. Es stammt von Alexis de Tocqueville, wurde am 1. Dezember 1852 in einem Briefe geschrieben und lautet: „Nie war ich überzeugter als heute, daß nur die Freiheit (ich meine die gemäßigte und gleichmäßige) und die Religion in einer gemeinsamen Bemühung die Menschen aus dem Sumpf ziehen können, in den die Demokratie sie stößt, sobald eine dieser Stützen ihnen fehlt.“

Alle Menschen wünschen, daß nicht der Gesetzgeber, sondern das Gesetz herrsche, daß eine freie Nation es frei annehme und willig befolge, daß eine unsichtbare vernünftige, wohltätige Macht uns lenke, keine Ketten und Bande . . . Die reine Idee des Wahren, Schönen und Guten ist das einzige Ideal einer Menschengesellschaft, in der alle Kräfte unserer Natur harmonisch zusammenstimmen und wirken. Dieses reine Ideal von barbarischen Hüllen zu befreien, es unserem Sinne verständlicher, unseren Sitten bildender zu machen, dahin bestreben sich teilweise alle Guten, und da kein Stillstand in der Natur ist, so erwarten alle eine Zeit, die alles knüpfe und binde, auf einer Atlantis.

J. G. Herder

## Kein Tag ohne Ärger in Sofia

*Bulgarien nach den letzten kommunistischen Operationen*

Musterschüler unter den volksdemokratischen Satelliten zu sein, ist verpflichtend. Dieser Verpflichtung aber nachzukommen, fällt dem Herrscher Bulgariens, dem bisherigen Generalsekretär des ZK der KPB, Wyлко Тscherwenkoff, immer schwerer. Der Moskauer Operateur mutete ihm im letzten halben Jahr eine Menge zu: Wahlen, Abänderung des Parteistatuts, Parteitag, Regierungsumbildung und den 2. Fünfjahresplan. Das alles — im Zeitraum Dezember 1953 bis März 1954 — war zu viel für den ohnehin durch Widerstandsaktionen geschwächten Machtapparat des Parteiführers. Die Folgen sind bereits jetzt sichtbar. Obwohl die neuen Statuten auf dem VI. Parteitag (25. 2. bis 3. 3. 1954) beschlossen wurden, geht darüber die Diskussion in den unteren Parteizellen weiter. Ein Beweis, daß die Entwicklung zu sehr forciert wurde.

Den lokalen Partei-Organisationen versprach man mehr Brot (Bulgarien hungert seit neun Jahren in unvorstellbarer Weise), erweiterte Kritik-Möglichkeiten an der Führung, das Recht zur Diskussion aller Parteimaßnahmen (bisher nur auf praktische Fragen der Taktik beschränkt), Erleichterungen für die Aufnahme von Bürgerlichen in die KPB und Beseitigung der Korruption bei der Vergabe von Parteiämtern usw. Der Funktionärgarde aber gegenüber betonte man, daß die Industrialisierung weiter vorangetrieben, die kollektive Führung analog dem sowjetischen Vorbild mit der anonymen Machtkonzentration an Stelle der Einzel-Führung eingeführt und daß die Parteidisziplin verschärft würde. Das verträgt sich natürlich nicht mit dem ersteren. Man kann kein Brot schaffen, wenn der Anlaß des Hungers — die Industrialisierung — nicht beseitigt, sondern sogar noch, wie der Beschluß zum 2. Fünfjahresplan zeigt, intensiviert wird. Das Kritiküben wird dadurch eingeschränkt, daß es „nur jedem ehrlichen Bürger“ gestattet sein soll — nun, diejenigen, die Kritik zu fürchten haben, werden diese Formulierung zu ihren Gunsten auslegen und sich mit ihr lästige oder gefährliche Kritiker vom Halse halten. Die Diskussion über die Frage der geheimen Abstimmung in der KPB wird in eine bestimmte sehr aufschlußreiche Richtung gedrängt. Der Partei-Instrukteur An. Nikoloff aus Tirnowo schreibt im Parteiorgan: „Den Einwand, den Genossin Nadja Jiwkowa, Sekretär des Parteikomitees des Stadtbezirks Dimitroff in Sofia . . . macht, daß es noch zu früh sei, zur geheimen Abstimmung bei der Wahl der Büros der Grund-Parteiorganisationen zu schreiten, da das politische Niveau eines gewissen



Teiles der Mitglieder noch *niedrig* sei und darin eine Gefahr bestünde, finde ich unbegründet. Das Statut . . . wird ein Statut für eine Periode von nicht weniger als vier Jahren sein, in der dieser gewisse Teil mit niedrigerem politischem Niveau *umzuerziehen* ist, weil es die Aufgabe ist, den Parteimitgliedern zu helfen, nicht ihre persönliche Einstellung auf die Lösung der gesellschaftlichen Fragen zu übertragen. Außerdem wird im Artikel 55 des Statuts gesagt: die Sekretäre der Grund-Parteioorganisationen werden von dem Kreis-, Stadt- und Stadtbezirks-Parteikomitee bestätigt, und dies eben verhütet die eventuellen Fehler bei der Benennung ungeeigneter Sekretäre aus dem Bestand der gewählten Parteibüros.“ Im übrigen hat man den Artikel 3g (Kritik) so abgefaßt, daß er nach Belieben gehandhabt werden kann. Er lautet: „ . . . die Selbstkritik und Kritik von unten herauf zu entwickeln, die Wunden und Mängel in der Arbeit furchtlos aufzudecken und ihre Beseitigung *anzustreben*“.

Um so klarer sind dagegen die Punkte über die Disziplin abgefaßt. Der Sekretär des ZK, Todor Shiwkoff, gab zu, daß sich von 5123 Eingaben zur Statutenänderung rund zwei Drittel gegen diese radikalen Punkte wenden. Z. B. verlangt man zukünftig von jedem Mitglied, daß es sich zu strengstem Gehorsam gegenüber der Partei und den Staatsbehörden verpflichtet. Weiter muß jeder Genosse aktiv jeden persönlichen Parteauftrag und jeden allgemeinen Parteibeschluß in seinem Rahmen realisieren. Nun, das war in der Praxis bisher schon immer weitgehend der Fall — jetzt aber erhebt man diese Tendenz zum Gesetz, um besonders auf die unteren Klassen der KPB vermehrten Einfluß zu nehmen. Interessant daran ist, daß diese Punkte überhaupt aufgenommen werden mußten. Ebenso verhält es sich mit dem Artikel, der sich mit der „Aufichtigkeit gegenüber der Partei“ befaßt. Man befiehlt nicht etwas, das ohnehin getan wird.

Der Machtkampf zwischen den Gruppen, die ihre Positionen halten und erweitern wollen, sowie denjenigen, die größeren Einfluß erhoffen, konzentriert sich gegenwärtig auf die Frage der Kontrolle über die Verwaltung. Hiergegen wehrte sich die gehobene Funktionärskaste und setzte eine nachträgliche Änderung des Artikels 54 durch: „Zur Hebung der Rolle und der Verantwortung für den Zustand der Arbeit wird den Grund-Parteioorganisationen in den Produktions- und Handelsunternehmen, in den Staatsgütern, Maschinen- und Traktorenstationen, Arbeitsgenossenschaften der Bauern und in den Ämtern und Lehranstalten, in deren Systemen *keine* untergeordneten Organisationen vorhanden sind, das Recht gegeben, die Tätigkeit der Verwaltung zu kontrollieren. Die Grund-Parteioorganisationen in den *Ministerien* und anderen Zentral-, Bezirks-, Kreis-, Stadt- und Stadtbezirksämtern aber, in denen untergeordnete Organisationen vorhanden sind, können das Recht auf *Kontrolle nicht genießen*.“ Über diese neue Formulierung herrscht große Erbitterung, weil es ja kein Ministerium usw. gibt, das nicht über eine eigene untere Parteiorganisation verfügt (gebildet aus den Verantwortlichen dieser Ämter, die man ursprünglich kontrollieren sollte) und das somit die Kontrolle wie bisher selbst ausübt.

Diese inneren Spannungen sollten nicht unterschätzt werden, da sie die Masse der Parteimitglieder, die in den letzten Jahren schon von mehreren grausamen Säuberungswellen heimgesucht wurde, in immer schärferen Gegensatz zur Führung bringen. Im chemischen Kombinat „P. Woloff“ in Kolaroffgrad erklärte ein Parteimitglied nach dem VI. Parteitag: „Wir müssen darum kämpfen, daß die betreffenden Artikel des Statuts — ihr wißt, was ich meine — nicht umgangen werden. Es gibt Genossen, die sich der Kritik entziehen und die abzuändernden Dinge weiter treiben wollen...“ Die Betriebsfunktionäre schlossen sich dieser Stellungnahme an, verfaßten eine Resolution — und mußten sie nach einigen Tagen über den Werkfunk widerrufen. Seitdem wurde in diesem Kombinat kein einziger Tagesplan mehr erfüllt.

Es zeigt sich, daß jetzt ein Bündnis zwischen Arbeitern und Bauern erfolgt, das nicht auf der kommunistischen, sondern auf der antikomunistischen Basis zustande kommt. Beide Teile sind des neun Jahre währenden Hungers müde. Der neue Fünfjahresplan (Laufzeit allerdings schon seit 1953) gibt zwar einige nichtssagende Versprechungen über Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktion, stellt aber gleichzeitig die Kollektivierung als Hauptziel hin. Noch während des Parteitages zogen Enteignungs-Kommissionen aufs Land, um noch zum Abschluß der Tagungen den in der Hauptstadt versammelten Bonzen eine Anzahl „freiwilliger Bildungen von landwirtschaftlichen Produktions-Genossenschaften“ melden zu können. Das war ein Fehler. Die Industriearbeiter, in der jetzigen Hungerperiode bis zum Anschluß an die neue Ernte nur durch Versprechungen bei Laune gehalten, stellten bis auf einige Stachanow-Brigaden die Über-Produktion anläßlich des Parteitages ein. Die in neuen Schrecken versetzten Bauern hielten mit der Ablieferung zurück, weil sie mit Recht eine verschärfte Hungerzeit befürchteten, die bisher auf jede Kollektivierungswelle folgte. Eine relativ kleine Aktion hatte Folgen, die das Dynamische der Lage aufzeigten und die Sofioter Herrscher hätten warnen sollen. Tschewrenkoff jedoch machte sich stark und betonte auf der Schlußsitzung des Parteitages ausdrücklich, daß der 2. Fünfjahresplan in allen Punkten bindend sei. Er sprach allerdings nicht mehr als Generalsekretär des ZK der KPb, sondern als Ministerpräsident, da er in Befolgung des Moskauer Vorbildes seine Parteiämter zur Verfügung stellte. Der neue 1. Sekretär der KPb, Todor Shiwkoff, jedoch gab einige Tage später an die Kreiskomitees der Partei die Anweisung aus, das Augenmerk jetzt auf die Aussaat zu legen und die Kollektivierung bis nach der Ernte zurückzustellen. Gleichzeitig gaben das Sekretariat des ZK und das Politbüro (sie teilen sich jetzt in die Gewalt des aufgelösten Organisationsbüros des ZK) beruhigende Erklärungen heraus. Die Parteileute erkannten, daß es besser sei, den Bogen nach den vielen Zumutungen in den vergangenen Wochen nicht zu überspannen. Somit wurden erstmalig die Spannungen in der Spitze des Regimes sichtbar, Tschewrenkoffs Position scheint Belastungen ausgesetzt zu sein.

Die Bevölkerung interessiert das nicht, auch die bisherigen blutigen Führungskämpfe ließen sie kalt. Von den 7,022 Millionen Einwohnern haben die meisten Sorgen, wie sie heute in dem einstmals reichen Agrar-



land ihre Familien ernähren sollen. Zudem wurde man erst gerade jetzt durch die Staatsanleihe für den 2. Fünfjahresplan beträchtlich geschröpft. Über fünf Millionen Lewa ließ man alle Beschäftigten oder Selbständigen in dem Zeitraum vom 8. bis 12. Februar dieses Jahres (im Durchschnitt 130 Lewa pro Arbeiter) „spenden“ — das ist der Brutto-Verdienst von elf Arbeitstagen eines Facharbeiters! Die vielen finanziell schlechter gestellten Gruppen müssen entsprechend länger für diesen Betrag arbeiten. Bezahlen konnte das natürlich niemand in bar, und so mußte sich jeder Einzelne verpflichten, seinen Anteil abzustottern, d. h. er wird ihm in den nächsten Monaten vom Lohn oder Gehalt einbehalten. Im übrigen beträgt die „Amortisationszeit“ 20 Jahre, in deren Verlauf 25 v. H. der zu jeder Urkunde ausgegebenen Prämienscheine mit Gewinnen zwischen 400 und 40 000 Lewa ausgelost und die restlichen 65 v. H. der Urkunden zu ihrem Nominalwert amortisiert werden *sollen*. Bei ähnlichen bisher vorgenommenen Transaktionen hat sich das System mit Erfolg (Währungsumstellungen usw.) um seine eingegangenen Verpflichtungen gedrückt.

Diese Zwangsanleihe trifft vor allem die kleinen Lohnbezieher schwer, da die Preise infolge des Mangels gefährlich anziehen. Nicht in den (zumeist leeren) staatlichen Geschäften, sondern auf dem grauen und schwarzen Markt, der direkt einen Teil der Versorgung übernommen hat. Hochwertige Lebensmittel und Verbrauchsgüter, die in den Staatsläden angeboten werden, sind fast immer Importartikel aus anderen Volksdemokratien. Die Preise hierfür sind aber astronomisch, so daß sie nur von wenigen zehntausend Bevorzugten bezahlt werden können. Man macht das so: es gibt keine Butter, der Staat aber bietet importierte Butter als „Nußbutter“ zum dreifachen als dem normalen Preis an. Damit ist gewährleistet, daß das Fett nur an die gelangt, die es haben sollen. Die Uranarbeiter von Buhowski-Monastir z. B. können in den Betriebs-Läden nur ein minderwertiges Pflanzenfett kaufen, obwohl in der Funktionärs-Kantine soviel Butter angeboten wird, daß sie nicht abzusetzen ist und in die Bezirksstadt Haskovo zurückgeschickt werden muß. Das gibt natürlich immer wieder böses Blut. In dieser Stadt gleicht das Verwaltungsgebäude, in dem die Partei-Instrukteure mit den Direktoren hausen, einer Festung. Funktionäre trauen sich nur in Begleitung des Werk-schutzes an die Arbeitsstellen. Der Bulgare ist konservativ und besonnen — er ist aber auch, wenn man ihn dauernd reizt, unerbittlich in seinem Haß und wird darin zum Fanatiker.

Der Ende Januar 1954 in Bulgarien eingetroffene neue Sowjet-Botschafter, Juritsch K. Pritschodow, mußte das auch schon feststellen. Er besuchte das 38 km südlich von Sofia gelegene Stauwerk „Stalin“ und sah vor der Sperrmauer einen kieloben treibenden Kahn, auf dem der Name seines Vorgängers, Bodrow, stand.

Die Bulgaren sind heute schlechter auf die Russen als auf die Türken zu sprechen, und das soll schon etwas heißen! Im Winterkurort Borowetz der metallurgischen Industrie mußte nach viel Agenten-Schreierei die gesamte Bibliothek vernichtet werden, weil in jeweils einige Seiten der Bücher mit primitiven Lettern antisowjetische Lösungen gestempelt wor-

den waren. In Sliwen (auch Slivno) drohten die Lehrer mit Streik, weil man ihnen nur noch alle zwei Jahre Urlaub geben wollte. Die Regierung machte in diesem Kreis den ersten Versuch, eine Anordnung aus dem Jahre 1952 zu realisieren, nur den Beschäftigten einen jährlichen Urlaub zuzugestehen, die hintereinander elf Monate arbeiten. Da man die Ferien in Bulgarien noch nicht ganz abgeschafft hat, kommen die Lehrer nur auf knapp zehn Monate...

Schwerwiegender aber ist die Entwicklung in der Industrie. Selbst wenn die Arbeiter guten Willens wären, so sind sie doch physisch nicht mehr in der Lage, die geforderte Arbeitsleistung innezuhalten. Die Unterernährung führte im Winter 1952/53 zu einer Krankheits-Welle, die zeitweilig 16 bis 18 v. H. ausfallen ließ und mit zu den Revolten des vorigen Jahres beitrug. Man trieb die Menschen geradezu zu den selbstmörderischen Aktionen: tust du nichts gegen die Zustände, gehst du *auch* kaputt. Die Tuberkulose hat breite Schichten der Bevölkerung erfaßt und ist zu einem ernsthaften Problem der Volksgesundheit geworden, das die Kommunisten jedoch nicht zu lösen vermögen. Es fehlt einfach an allem. Da die Unterernährung ein Bestandteil des zweiten Fünfjahresplanes ist und Ausbeutung und Raubbau an der menschlichen Arbeitskraft weiter verfolgt werden, muß man das Schlimmste befürchten. Andererseits bietet dieser unerträgliche Zustand immer wieder Nährboden für spontane Ausbrüche, die von den brutalen bulgarischen Kommunisten in Blut erstickt werden. Es ist aber noch eine Frage, ob man in Bulgarien so wie in der UdSSR jahrzehntelang auf diese Weise regieren kann. Hatte man den 1. Fünfjahresplan in vier Jahren erfüllt, so kam 1953 der Rückschlag: die Produktion sank ab und die menschliche und industrielle Kapazität wurden geschwächt. Die Bergbau-Verwaltung im Rhodope-Grubenbecken hat beispielsweise im Zeitraum Dezember 1953 bis Januar 1954 fast 2600 neue Bergarbeiter aus den Kreisen Bela Slatina und Popowo dienstverpflichten müssen, weil die Ausfälle die Förderung in Frage stellten. Man pfiff auf Nacht-Sanatorien (in denen Kranke zwischen den Schichten kuriert werden) und dergleichen Unsinn und schickte die Leute in die Landwirtschaft zurück, aus der man sie vor Jahren geholt hatte. So verfährt man in vielen Betrieben. Es ist leicht auszurechnen, zu welchem Zeitpunkt dieser ungeheure Verschleiß nicht mehr durch Menschenreserven gedeckt ist.

Auf dem flachen Lande sieht es zudem böse genug aus. Bauernkinder, die an Rachitis und anderen Mangelkrankheiten leiden, sind durchaus keine Seltenheit. In den 2747 Kolchosen, die etwas über 60 vom Hundert der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche ausmachen (Stand vom 3. 3. 1954), ist der Hunger zu Hause. Nach der UdSSR wird in Bulgarien die Eintreibung der Produkte am schärfsten gehandhabt. Bringt der polnische oder tschechische Einzel- oder Kolchosbauer hin und wieder noch etwas auf die Seite, so ist das in Bulgarien unmöglich. Eine ganze Kaste von Erfassungs-Funktionären tut mit den ihnen zugeteilten Partei-, Polizei- und Militärkommissionen weiter nichts, als die Höfe nach Vorräten zu durchwühlen. In dieser Beziehung ist es völlig gleichgültig, ob ein Bauer selbständig ist oder einem Kollektiv angehört. Der Leiter



des Parade-Kolchos von Doirenzy wurde verprügelt, weil er einem Requirierungs-Kommando kurz vor der Frühjahrse Bestellung sein Saatgut an Weizen nicht herausrücken wollte.

Die im Herbst beschlossenen Erleichterungen für die Landwirtschaft haben sich bisher nicht ausgewirkt, von Einzelfällen natürlich abgesehen. Es wurden weder die versprochenen Anleihen generell ausgezahlt, noch (und das ist die Folge) die Kolchosarbeiter besser entlohnt. Die Senkung des Ablieferungs-Soll ist ein Märchen. Der Hunger läßt den regionalen Komitees gar keine Möglichkeit, großzügig zu sein. Wie soll der Viehbestand erhöht werden, wenn man zu wenig Muttertiere leben läßt? Wie soll der Bodenertrag gesteigert werden, wenn man, wie z. B. im Dorf Gabrowzi/Kreis Tirnowo, seit zehn Jahren kein Kilogramm Kunstdünger gesehen, geschweige denn in den Boden gebracht hat? Eine tiefe Lethargie hat das bulgarische Dorf erfaßt. Vier Millionen quälen sich herum und können doch weder sich noch die restlichen drei Millionen Einwohner ernähren. Wo gibt es dazu eine Parallele?

Der Bauer verelendet von Jahr zu Jahr mehr. Anschaffungen von Konsumgütern sind ihm unmöglich. Das billigste Paar Schuhe kostet 210, ein Kleid für den Alltag 90 und eine Arbeitshose 160 Lewa. An Bargeld kann der Einzelbauer jährlich mit 2000 Lewa rechnen. Hat er die Steuern usw. bezahlt, ist er froh, wenn ihm monatlich 50 bleiben. Der Kolchosnik kommt auf 400 Lewa brutto pro Monat, wovon das meiste für die vom Kolchos gelieferten Nahrungsmittel weggeht. Wenn er Glück und der Kolchos kein allzu großes Defizit hat, freut er sich, wenn bei der ganzen Schinderei ein Taschengeld herauspringt. Jeder Penner in einer Großstadt ist besser daran als der bulgarische Bauer, der in einer Weise verproletarisierte, wie man es nicht für möglich halten würde, gäbe es nicht genügend Augenzeugen dafür. Trotzdem hat sich dieser Bauer in den Nachkriegsjahren immer wieder gegen das Regime erhoben und tut es heute noch. Die Deportationen auf dem Lande hören nicht auf.

Während Sofia behauptet, es habe seit einem Jahr die Hälfte aller Zuchthäuser und Straflager aufgelöst, gab die UNO kürzlich bekannt, daß es in Bulgarien allein über 50 Zwangsarbeitslager gibt. Tschewtschewskoff sagte in seiner Wahlrede am 18. Dezember: „Der Klassenkampf bei uns hat sich nicht gelegt. Bei uns gibt es noch kapitalistische Elemente, die, je klarer es wird, daß sie als solche *verschwinden* müssen, desto wütender Widerstand leisten und danach trachten, die Volksmacht zu hemmen!“ Die Beleno-Inselgruppe in der Donau wurde zu einem der berüchtigtsten KZ, das nur noch durch die Lager in den Braunkohlengruben an der Struma und den Bauxit-Betrieben übertroffen wird. Die Einweisungen erfolgen auf Grund des „Gesetzes für Stabilität der Arbeitskraft in Unternehmen und Behörden“ und des abgeänderten Strafgesetzbuches (beide vom Februar 1953). Nicht eine Stunde haben die Ansätze zum neuen Kurs diese Terror-Gesetzgebung außer Kraft gesetzt. Jüngste Berichte lassen erkennen, daß das System zur Zeit gegen die Mitglieder des Dimitroff-Volksjugendverbandes (DVJV) vorgeht, die auf dem Lande wohnen und als renitent gelten. Mit einem Jahr Besserungsarbeit will man ihren Widerstand brechen. War Tschewtschewskoff auf dem VIII.

Plenum des ZK dieses Verbandes noch der Meinung, der DVJV sei eine „unparteiliche, aber eine der Partei nahe stehende Organisation“, so bestimmt das neue Parteistatut eindeutig: „Der DVJV ist ein aktiver Helfer der Partei für die *kommunistische* Erziehung der Jugend im gesamten sozialistischen Aufbau. Die Organisationen des DVJV werden von den entsprechenden Parteiorganen gelenkt und *kontrolliert* werden.“ Damit auch jeder weiß, woran er ist und was diese Sätze bedeuten, begann die KPB sofort nach dem VI. Parteitag mit der Säuberungs- und KZ-Einweisungsaktion, die zehn Wochen bis Ende Mai dauern soll.

Gleichzeitig beschloß man, die Reihen der vormilitärischen Jugendorganisation DOSO (wie die „Gesellschaft für Sport und Technik“ in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands) durch Jungen und Mädchen vom Lande aufzufüllen. Auch vierzehnjährige Pioniere des „Septemwrijtsche“-Verbandes werden hierzu herangezogen. Bei Bewährung kommen sie auf eine Kadettenschule in der UdSSR, von der sie als blutjunge Unterführer zurückkehren und bevorzugt befördert werden müssen. Die bisher auf diese Weise ausgebildeten Offiziers-Kader haben sich in kommunistischem Sinne hervorragend bewährt. Bulgariens Armee soll in der Zuverlässigkeit noch vor der polnischen rangieren. Die Truppe wird sehr gut gepflegt und gekleidet. Moskau kann hier auf die traditionelle russisch-bulgarische Freundschaft zurückgreifen und sie heute für sich dienstbar machen. Den Offizieren brauchte man keinen russischen Sprachunterricht zu geben, sie waren dieser Sprache ohnehin mächtig. Geschickte Auslese und das Einschleusen sowjetischer Offiziere haben die bulgarische Armee zu einem zuverlässigen Instrument Moskaus gemacht. Waren im Friedensvertrag für diesen Staat Streitkräfte in Höhe von 55 000 Mann vorgesehen, so hat Sofia heute genau das Vierfache davon unter den Waffen. Als Reservearmee zählen die DOSO, der Arbeitsdienst und der GTO-Verband („Bereit zur Arbeit und Verteidigung“, wie die polnische „Liga der Soldatenfreunde“) nach Hunderttausenden. Hinzu kommen die Sicherheitstruppen, Spezial-Grenzschutz-Divisionen sowie die „Freikorps“ (Brigaden, die aus emigrierten Kommunisten aus Griechenland, Jugoslawien usw. bestehen). Diese Truppen sind vollmotorisiert, bis zum letzten Mann mit sowjetischen Waffen ausgerüstet und auf die Rote Armee eingeschworen. Sie bekommen als erste neue Waffen aus der UdSSR und können in allem den sowjetischen Garde-Divisionen zugezählt werden.

Die Luftwaffe wurde in den vergangenen beiden Jahren erheblich verstärkt. Moderne Flugplätze für Düsen-Maschinen befinden sich in oder bei Jambol, Plovdiv Tolicho und Stara Zagora. Zwischen der Hauptstadt und Plovdiv reiht sich Fliegerhorst an Fliegerhorst, in der Armeesprache die „Sprungschanze“ genannt. Die Kriegsmarine ist in den Schwarzmeerhäfen stationiert. Varna (heute Stalin) ist Hauptstützpunkt und steht auch der Roten Flotte zur Verfügung. Erst vor wenigen Monaten wurde dieser Hafen demonstrativ von zwei schweren sowjetischen Kreuzern und vier Torpedobootzerstörern besucht. Das Detachement stand unter Führung des Vizeadmirals W. A. Parchomenko, der nach Abschluß des offiziellen Freundschaftsbesuches eine Reihe bul-



garischer Kadetten zur Ausbildung mit an Bord nahm. So wie die Marine von dem Sowjet-Kapitän I. Romanyok kommandiert wird, hat die Luftwaffe den Sowjet-General Zacharieff („Held der Sowjetunion“, Träger des Lenin-Ordens) zum Chef. Es sind Bulgaren mit sowjetischer Staatsangehörigkeit, die — wie auch die Armeeführer — zum Teil seit Jahrzehnten in Diensten Sowjetrußlands stehen. Bei den drei Wehrmachtteilen ist alles in bester Ordnung.

Das allein ist auch der Grund, warum sich die Machthaber in Sofia halten können. Die Nachkriegszeit hat nämlich ganz klar herausgestellt: die historische Freundschaft mit Rußland hat in den breiten Massen keine Basis mehr, sie stützt sich allein auf die Uniformträger. Was der Zweite Weltkrieg nicht fertiggebracht hat, Bulgarien mit der UdSSR zu verfeinden, haben einige Jahre kommunistischer Herrschaft spielend geschafft. Bulgarien kann heute nicht von der Partei regiert werden, im wahren Sinne des Wortes fristet diese Volksdemokratie ihr Dasein auf den Spitzen der Bajonette.

#### UND FALLEN WERDET IHR!

Einst wird in aller Welt  
ein langer Zug  
der, die da litten ungerecht  
und für ein Nichts krepieren,  
sich formieren,  
und alle werden beben,  
die mit dem Unrecht stiegen,  
wenn sich der Zug bewegt,  
marschiert und unter seinen Tritten  
die Erde zittert.  
O, glaubet nicht,  
daß ihr, die ihr die Welt  
mit Geißel und mit Tod beherrscht,  
die ihr Millionen schändet,  
opfert, henkt und  
in den Tod getrieben,  
die ihr, gäb es Gerechtigkeit,  
in einem Ozean von Blut,  
in einem Meer von Leid  
ertrinken müßtet,  
daß ihr wie Götter seid —  
ihr seid vergänglich wie der Wind.  
Es werden morgen die marschieren,  
die da litten ungerecht,  
und drohend ihre Fäuste heben —  
und fallen werdet ihr,  
wie ihr gestiegen!

*Werner A. Fischer*

## Von St. Augustine bis Tarzan

*Amerikanische Städtenamen als Spiegel amerikanischer Kultur*

Einen einzigartigen Schlüssel zum Verständnis der Kultur und Siedlungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika bildet das erst neuerdings in Angriff genommene Studium der Ortsnamen. Die vielen Ströme des Blutes und der Zivilisation, aus denen dieses große Land allmählich aus einem geographischen Begriff zu einer organischen Einheit zusammengewachsen ist, haben ihren Niederschlag in vielen Tausenden verschiedenartigster Städtenamen gefunden.

Um einen Begriff von der Buntheit dieser Namensgebung zu bekommen, genügt es, etwa die Namen der zwanzig Metropolen von einer halben Million und mehr Einwohnern auf ihre Herkunft anzusehen. Da steht am Anfang das 1664 zu *New York* gewordene *Nieuw Amsterdam*, wie so viele Kolonialgründungen eine „Neustadt“ und in seinem Namen noch bewußt auf die europäische und dynastische Bindung der Siedler zurückweisend. *Chicago* dagegen, dessen indianischer Name von den Franzosen, den ersten europäischen Herren des Mittelwestens, übernommen wurde, heißt eigentlich „Platz, wo Zwiebeln wachsen“. In *William Penns Philadelphia* verbindet sich die Erinnerung an die Offenbarung Johannis mit Paulus' Mahnung zur brüderlichen Liebe im Römerbrief — die Kenntnis des Griechischen war damals auch in der Neuen Welt noch selbstverständlich. Die ganze Würde spanischer Ausdrucksweise erscheint in *El Pueblo de Nuestra Señora de los Angeles de la Porciuncula*; die Franziskaner, welche die bescheidene Mission nach der Grabkirche ihres Heiligen in Assisi benannten, hätten es sich nicht träumen lassen, daß daraus die Weltstadt am Pazifik *Los Angeles* erwachsen sollte. *Detroit* erinnert an die geographische Schlüsselstellung des an den Wasserwegen des St. Lorenz und des Mississippi erhofften französischen Kolonialreichs des XVIII. Jahrhunderts. *Baltimore* trägt den Namen eines englischen Staatsmannes aus dem XVII. Jahrhundert, des Gründers der Stadt und ihres Staates Maryland, während *Cleveland* sich mit dem eines längst vergessenen Politikers und Grundstückspekulantens begnügen muß. In dem einstigen Grenz- und Handelsposten *St. Louis* wollten die Franzosen ihren großen mittelalterlichen König und zugleich den weniger großen zeitgenössischen Louis XV. ehren. Die als Kompromiß zwischen dem Süden und Norden neugeschaffene Hauptstadt *Washington* bedarf besonderen Hinweises nur als ein frühes Beispiel der zunehmenden amerikanischen Sitte, Eigennamen bekannter Männer ohne jeglichen Zusatz als Ortsnamen zu verwenden.

Die englische Tradition der atlantischen und die spanische der pazifischen Küste wirkt fort in den Namen *Boston* und *San Francisco*, hinter denen die Stadt des hl. Botolph in Lincolnshire und der nördlichste Außenposten der spanischen Padres am Stillen Ozean stehen. *Pittsburgh* war das französische *Fort Duquesne*, bis nach dem Pariser Frieden der Franzose durch den englischen Staatsmann Pitt ersetzt wurde; der wachsenden Industriestadt des



XIX. Jahrhunderts schien der an Krieg und Grenze erinnernde Begriff „Fort“ nicht angemessen, und das würdigere „Burgh“ trat an dessen Stelle. *Milwaukee* heißt nach einem kleinen Fluß, der wie so viele amerikanische Flüsse die indianische Bezeichnung bewahrt. Der Nationalheld des Staates Texas lebt fort in dem zur größten Stadt des Südens gewordenen *Houston*. Die überflügelte Konkurrentin *New Orleans* — einst *La Nouvelle-Orléans* — führt den Namen des Herzogs von Orléans, des Regenten Frankreichs im Gründungsjahr 1718. In *Buffalo* steckt der „Büffelbach“, an dessen Mündung in den Eriesee die Siedlung entstand. In *Minneapolis* und *Seattle* kommt das eingeborene Element zur Sprache, allerdings in künstlicher Namengebung: *Seattle* ehrt einen Indianerhäuptling am fernwestlichen Puget Souno, während die große Stadt in Minnesota das indianische Minnehaha mit dem griechischen Wort Polis verband, das um die Mitte des letzten Jahrhunderts nicht immer erfüllte Hoffnungen auf künftige politische Größe in sich schloß. Von den beiden nach St. Louis führenden Großstädten des südlichen Mittelwestens, *Cincinnati* und *Kansas City*, spiegelt die erste, als Siedlung einer nach dem berühmten Römer sich nennenden Veteranengruppe, die zu Anfang des XIX. Jahrhunderts, als Männer umfassender Bildung wie Jefferson und die beiden Adams Präsidenten waren, auch in Amerika geachtete klassische Tradition. Hinter *Kansas* steht der Name der Eingeborenen für den Nebenfluß des Missouri; die Stadt war erst als eine aus ein paar Hütten bestehende Bootlande am großen Bogen des Missouri Westport und dann *Kansas Town*, um schließlich, wie andere Städte, „town“ durch das vornehmer und anspruchsvoller klingende „city“ zu ersetzen.

Diese Beispiele zeigen zur Genüge, wie verschiedene Schichten der Benennung aufeinander folgen, obwohl viele Namen, die auf den zeitlosen geographischen Faktoren der Lage beruhen, wie Berg, Tal, Fluß, Wald, Feld, immer wiederkehren. Der Siedlungsgeschichte des Landes entsprechend finden sich die ältesten Namen, um von den Indianersiedlungen abzusehen, an der von England aus besiedelten nord- und mittelatlantischen Küste und im spanischen Südwesten. Die englischen Siedler des XVII. und XVIII. Jahrhunderts brachten mit Sprache und Sitte auch die Namen der Heimat mit sich, oft solche, die sich im Adelstitel zeitgenössischer Politiker fanden, wie etwa *Newcastle*, *Wilmington*, *Carlisle*, *Bedford*, *Cumberland*, *Portland*, *Lancaster*, *York*, *Richmond*, *Albany*. Die *Jameston*, *Charleston*, *Williamsburg* und *Georgetown* lassen auch heute noch an die Zeit denken, als der König von England Herr des Landes war; *Charlotte* und *Augusta* heißen nach den Frauen der Dynastie; und die zahlreichen *Hanover* und *Brunswick* verewigen das Haus Hannover. Auch Religion und allgemeine Weltanschauung liefern ihren Beitrag: *Salem*, *Concord*, *Providence*. Als John Harvard 1636 in *New Towne* bei Boston sein zu künftiger Größe bestimmtes College gründete, ersetzte er diesen farblosen Namen durch den seiner alten Universität im Mutterland, *Cambridge*. Auch *Oxford* findet sich, aber ohne College; erst im XIX. Jahrhundert sind zwei Orte dieses Namens in den Staaten Ohio und Mississippi Universitätsstädte geworden.

New York und sein Hinterland enthalten noch die Reste holländischer Namengebung, von den heute zu Stadtteilen gewordenen *Brooklyn*, *Harlem* — dem Afrika der Weltstadt — und *Yonkers* bis zu der General Electric-Stadt *Schenectady*, hinter der das holländische *Scheenhachstede* steckt, selbst schon Umformung einer ursprünglich indianischen Form. Indianische Namen, bezeichnenderweise häufig bei Flüssen, leben zumeist nur in kleineren Ortschaften fort; die Indianer waren ja in diesen Gegenden zu primitiv für städtische Siedlungen. Das kulturell bis heute so wichtige deutsche Element in Pennsylvanien und den Nachbarstaaten hat wenig Spuren auf der Karte

hinterlassen; selbst *Germantown* bei Philadelphia trägt einen englischen Namen. Zinzendorf nannte seine Siedlungen, wie zu erwarten, nach der Bibel; eine davon, *Bethlehem*, sollte aus einem stillen Sitz religiösen Lebens zu einem Mittelpunkt der Stahlindustrie werden. Die gleichzeitige schweizer Siedlung in N. Carolina lebt als *New Bern* fort.

Als die Franzosen das Gebiet der Großen Seen und des Mississippi im XVIII. Jahrhundert kolonisierten, bot sich die Möglichkeit zu Städtegründungen an Schlüsselstellungen entlang den Wasserwegen. So entstanden neben den schon erwähnten Großstädten das nach Louis XVI. benannte *Louisville*, *Terre Haute*, *Eau Claire*, *Vincennes*, *La Crosse*, *Prairie du Chien*, *Ste. Genevieve*; *Joliet*, *Marquette* und *La Salle* heißen nach französischen Patres und Abenteurern; *Sault Ste. Marie* liegt an dem strategisch wichtigsten Punkt der Großen Seen. Die französische Königin Marie Antoinette hat ihren Namen in *Marietta* am Ohio hinterlassen, während eine Stadt desselben Namens in Pennsylvanien nach der Frau eines sehr unköniglichen Siedlers heißt — ein Beispiel für viele, daß derselbe Namen an verschiedener Stelle nicht immer den gleichen Entstehungsgrund hat.

Die spanischen Städtenamen, die dem Südwesten ihr Gepräge geben, stammen von den Missionen oder den Sitzen der Provinzialverwaltung; allerdings ist es bemerkenswert, daß die älteste spanische Siedlung, zugleich die älteste Stadt der Vereinigten Staaten, *St. Augustine*, auf ein Fort an der atlantischen Küste von Florida zurückgeht. Spanisch sind die Namen der Hauptstädte von Kalifornien und New Mexico: *Sacramento* und *Santa Fe*; und außer den zwei Metropolen am Pazific gilt das auch von zahlreichen Groß- und Mittelstädten von Texas bis zum Stillen Ozean: *San Antonio*, *Corpus Christi*, *El Paso*, *Santa Barbara*, *San Jose*, *San Diego*. Allerdings gehen nicht alle Namen dieser Art auf die spanisch-mexikanische Periode zurück; manche stammen aus der Mode des späteren XIX. Jahrhunderts, schönklingende Städtenamen aus allen Ländern der Welt zu borgen. Ein Beispiel unter vielen ist die große Industriestadt *Toledo* am Eriensee; und es klang natürlich romantischer — und gewinnbringender für die Grundstücksmakler — wenn eine Neusiedlung sich etwa *Buena Vista* statt *Fairview* nannte, auch wenn das einzige Schöne der Name war und keiner der Einwohner ein Wort Spanisch verstand.

Die ersten Jahrzehnte der neuen Republik um die Jahrhundertwende standen neben der Erinnerung an den Unabhängigkeitskrieg — Grund der vielen *Lexington* und *Princeton* — und seine amerikanischen und fremden Helden — von denen sowohl *Steuben* wie *Lafayette* in der Namensgeographie fortleben — unter dem auch hier beträchtlichen Einfluß der neuklassischen Ideen; daher die vielen *Rome*, *Athens*, *Corinth*, *Sparta*, *Thebes*, *Smyrna*, *Troy*, *Sardes*, *Utica*. Die Konzentration klassischer Namen aus diesen Jahren ist besonders stark im oberen Teil des Staates New York, wo die Städte *Ithaca* und *Syracuse* zu Sitzen großer Universitäten geworden sind. Das Gefühl für den Unterschied zwischen Orts- und Personennamen ging aber auch hier verloren, so daß *Vergil*, *Homer*, *Horace*, *Ovid*, *Cicero*, *Seneca*, *Cato*, *Brutus*, *Scipio* und *Hannibal* oft recht wenig klassisch aussehende Ortschaften bezeichnen. Im Laufe des Jahrhunderts erreichte die klassische Welle selbst das entgegengesetzte Ende des Landes, als die nach dem Mount Olympus im äußeren Nordwesten des Landes genannte Stadt *Olympia* zur Hauptstadt des Staates Washington wurde.

Als Gegenstück zur klassischen hinterließ auch die folgende romantische Mode, oft unter dem Einfluß der Scottschen Romane — denen das Land 19 *Waverley* verdankt — eine reiches Erbe schöner Namen auf *dale* und *vale*, *grove* und *glen*, mit den Erinnerungen an Berg und Wald und Feld, die



meistens in groteskem Gegensatz stehen zu der — im Zeichen des Verfalls städtebaulicher Architektur in Amerika wie in Europa seit dem zweiten Drittel des Jahrhunderts — zunehmenden Häßlichkeit der Klein- und Mittelstädte, denen diese naturfreudigen Bezeichnungen gelten. Nur *eine* dieser Siedlungen ist dank der Gunst der Lage zu einer Großstadt geworden: *Oakland* in Kalifornien.

Die romantische Hülle und unbewußte Sehnsucht nach Tradition und Schönheit, als Versuch, zur rein sachlichen Nüchternheit des Alltags ein Gegengewicht zu finden, machen diese Tendenz der Namengebung zu einem Spiegel einer bezeichnenden Seite des amerikanischen Charakters bis zur Gegenwart. Auch das Anwachsen der biblischen Namen, vor allem in den ländlichen Gegenden des Mittelwestens und Südens, Ausdruck protestantischer Bibelfrömmigkeit, gehört zu dem — nicht immer erfolgreichen — Bestreben, neben dem unerhörten materiellen Erfolg geistige Bindungen, wenn auch bisweilen primitiver Art, aufrecht zu erhalten. So sehen wir das Aufkommen so mancher *Zion* und *New Zion*, *Jerusalem*, *Nazareth*, *Palestine*, *Hebron*, *Sharon*, *Bethel*, *Bethany*, *Jordan*, *Carmel*, *Lebanon*, *Antioch*, *Palmyra* und wie sie alle heißen mögen. Andere Plätze sind damit zufrieden, sich einfach *Abraham*, *Solomon*, *Jeremiah* oder *Isaiah* zu nennen. Irdische und transzendente Hoffnung verbindet sich in den *Eden*, *Paradise* und *Paradise Valley*.

Auch Teufel und Hölle durften nicht fehlen, da der „Wilde Westen“, wie der Name sagt, nicht nur von frommen Leuten besiedelt wurde. Das gilt vor allem von den Camps der Bergleute, Goldgräber und Cowboys. Viele von diesen sind wieder verschwunden, aber noch heute gibt es *Devils Lake* und *Devils Elbow* und *Hells Little Acre* — und ähnliche Namen mit Erdgeruch wie etwa *Tombstone* oder *Hot Coffee*. Wenn, wie es auch geschah, aus der Bretterbudeniedlung eine Stadt wurde, sah man sich nach einem gesellschaftsfähigeren Namen um, wie etwa jene größere Stadt in Texas, die, einst „*Ragtown*“ genannt, heute ein farbenreiches pseudo-spanisches Gewand trägt.

Die Besiedlung des Mittelwestens, das große Ereignis des XIX. Jahrhunderts, brachte endlich auch das deutsche Element in der Namengebung zur Geltung, obwohl bei weitem nicht im Verhältnis zu der wirklichen Bedeutung des Deutschthums bei der Bildung der amerikanischen Nation im Herzen des großen Landes. Es gibt natürlich *Hamburg*, *Berlin*, *Frankfurt*, *Stuttgart*, *Leipzig*, *Potsdam*, *Ulm*, *Bremen*, *Minden*, *Bamberg*, *Mannheim*, mit und ohne *New*; auch Ländernamen wie *Bavaria*, *Baden*, *Saxony*, *Brandenburg*, *Pomerania*, *Nassau*; und schließlich mit dem abgestumpften Gefühl für die wirkliche Bedeutung eines geographischen Namens, Namen berühmter Deutscher von Hermann dem Cherusker bis Carl Schurz: vor allem *Humboldt* und *Luther*. Die Hauptstadt N. Dakotas, eines der spät besiedelten landwirtschaftlichen Staaten, heißt *Bismarck* nach dem Kanzler des neuen Deutschen Reiches; dagegen steckt in *Frankfort*, der Hauptstadt von Kentucky, nicht die Erinnerung an die deutsche Stadt, sondern an eine obskure lokale Größe namens Frank. Keine einzige größere Stadt trägt einen deutschen Namen; Städte wie *St. Louis*, *Cincinnati* und *Milwaukee*, die bis zum heutigen Tage den Stempel des Deutschamerikanertums zeigen, waren längst von anderen benannt, als sie zu Außenposten deutscher Kultur wurden. Die antideutsche Hysterie des Jahres 1917 brachte auch einige Ortsnamenänderungen mit sich mit dem zu erwartenden überpatriotischen Geruch: so wurde *Kiel* in Oklahoma *Loyal* und *Brandenburg* in Texas *Old Glory*, obwohl weder der alte noch der neue Namen dieser Städte jemals irgend jemanden außer den Ortsansässigen interessiert hätte.

Das wachsende Selbstbewußtsein der Nation spiegelt sich in der häufigen Wiederkehr der großen Staatsmänner und Präsidenten der ersten Jahrzehnte von Washington, Franklin und Hamilton bis J. Q. Adams wie auch der volkstümlichsten unter ihren Nachfolgern, Jackson und Lincoln, in der Namensgebung in allen Teilen des Landes. *Washington* hat der Bundeshauptstadt seinen Namen gegeben, und die Hauptstädte der vier Staaten Missouri, Wisconsin, Mississippi und Nebraska heißen nach *Jefferson*, *Madison*, *Jackson* und *Lincoln*. Es ist bezeichnend, daß keiner der Staaten seine Hauptstadt nach den beiden geistig hervorragenden, aber um demokratische Popularität unbekümmerten Präsidenten Adams genannt hat. Der Entdecker Amerikas wird in zahlreichen Namen geehrt, darunter denen zweier Hauptstädte, *Columbus* in Ohio und *Columbia* in S. Carolina. Im Gefolge der Staatsmänner haben sich auch zahlreiche längst vergessene Partei- und Lokalgrößen in Städtenamen verewigt; zu dieser Gruppe gehören *Denver* und *Austin*, die Hauptstädte von Colorado und Texas, *Dallas*, *Youngstown* und *Dayton*. So heißen etwa 28 Orte nach dem keineswegs in die Weltgeschichte eingegangenen General *Marion*, wohl vor allem, weil der Klang an den eines hübschen Mädchennamens erinnerte.

Die rasche Ausdehnung des Siedlungsgebietes zugleich mit der zunehmenden Verwurzelung in der Neuen Welt brachte eine steigende Verwendung eingeborener Ortsbezeichnungen, oft von einer fremdartigen Musikalität, wie *Ogallala*, *Oshkosh*, *Chattanooga*, *Kankakee*, *Kalamazoo*, *Monongahela*, *Tucumcari*, *Keokuk*, *Pasadena*. Einige sind Großstädte geworden, wie *Omaha*, *Wichita*, *Tacoma*, *Tulsa* und das aus einem Küstendorf zum Modeseebad gewordene *Miami*.

Wie in der alten Heimat, gab es unendlich viele -towns, -tons und -burgs. Um die Wende zum XIX. Jahrhundert waren für einige Jahrzehnte die -villes die große Mode, nachdem schon im XVIII. Jahrhundert *Nashville*, die spätere Hauptstadt von Tennessee, und *Charlottesville*, der Sitz der University of Virginia, damit den Anfang gemacht hatten. Zeitweise wurde auch das gewähltere -polis beliebt, das im Sinne des griechischen Wortes eine politische Zukunft zu versprechen schien. Schon einer der dreizehn Staaten der ursprünglichen Union, Maryland, hieß *Annapolis* nach der Königin von England. Nun folgten *Indianapolis* als die Hauptstadt von Indiana und *Minneapolis* als die größte Stadt von Minnesota; und der Regierungssitz von Arkansas wäre *Arkopolis* geworden, wenn man nicht schließlich den die geographische Lage besser bezeichnenden Namen *Little Rock* vorgezogen hätte. Auch der Name *Metropolis* durfte nicht fehlen, obwohl er der Siedlung nicht dazu verhalf, über das Niveau einer Kleinstadt hinauszuwachsen, und ähnliches gilt etwa von den in der Mitte ihrer Staaten gelegenen *Illopolis* und *Kanopolis*. Im Neuland im pazifischen Nordwesten erwuchs sogar ein *Cosmopolis*, ohne daß bis jetzt der großartige Name das Wachstum entsprechend gefördert hätte.

Es war natürlich, daß die Ideale des wachsenden Staates, die zugleich die des bürgerlichen Zeitalters waren, sich in Namen ausprägten, die an Gottfried Kellers Schilderung der Goldacher Hausnamen erinnern. Da gibt es sechzehn *Liberty*, außerdem *West Liberty*, ohne die *Freedom* zu zählen, sowie zahlreiche *Independence* — eines davon die Heimat des Expräsidenten Truman — *Harmony*, *Equality*, *Republic*, *Concord* und *Concordia*, *Friendship*, *Hope*, *Joy*, *Fortune* und wie die zeitgenössischen Tugenden alle heißen mögen, die den Optimismus eines jungen, durch Tradition weder gebundenen noch belasteten Volkes spiegeln. Der Gegensatz zwischen Namen und



Wirklichkeit zeigt sich nur zu oft, so wenn ein stolz benanntes *Enterprise* oder *Industry* auch heute noch nur aus ein paar Dutzend Holzhäusern mit Äckern und weidenden Kühen besteht. Erfüllte und unerfüllte Hoffnungen sprechen auch aus den vielen *Richfield*, *Richland*, *Richville*, *Fairfield*. Sechzehn *Eureka* und neun *Climax*, dazu die *Success* und *Paradox* entspringen denselben Wurzeln. Auch *Triumph* darf nicht fehlen; und der — erst in unseren Tagen unsicher gewordene — amerikanische Glauben an die Überwindbarkeit aller Schwierigkeiten, gab der heutigen Hauptstadt von Arizona den Namen *Phoenix*. Andererseits gibt es auch *Lost Corner* und *Lost City*, aber die zahlreichen Enttäuschungen haben sich kaum in dauernden Ortsnamen niedergeschlagen, einmal wegen des schlechten Omens, und dann, weil im kolonialen Neuland eine nicht lebensfähige Siedlung wieder aufgegeben wurde, wie manche „ghost towns“ im Westen des Landes bezeugen.

Die Notwendigkeit, für alle die schnell aus dem Boden schießenden Neugründungen Namen zu haben, führte zu der massenhaften Übernahme europäischer und außereuropäischer Städtenamen, manchmal mit Beziehung auf die Herkunft des Gründers und der vorhandenen oder erwarteten Siedler; öfter aber war es bei der überhandnehmenden Halbbildung nur der eigentümliche oder interessant klingende Name, der wie ein einprägsames Reklamewort Einwanderer, oft im Interesse der lokalen Grundstückspekulanten, anziehen sollte. Ein Blick auf die Karte zeigt überall *Paris*, *Lisbon*, *Florence*, *Milan*, *Verona*, *Ravenna*, *Belgrade*; der zeitweisen Mode spanischer Bezeichnungen verdankt neben mehreren *Madrid*, *Cadiz*, *Cordova*, *Malaga* und *Seville* die Großstadt *Toledo* in Ohio ihren Namen. Auch Rußland ist zur Genüge vertreten; selbst den meisten Amerikanern ist unbekannt, daß sie fast ein Dutzend *Moscow* im Lande haben, eines davon sogar Sitz einer Staatsuniversität.

Der Vergleich des Mississippi mit dem Nil ist zum Anlaß für ein amerikanisches *Memphis* und *Cairo* geworden. Und es wird keinen Reisenden im Lande überraschen, wenn ihn sein Wagen durch Plätze wie *Mecca* und *Medina*, *Bagdad* und *Delhi*, *Peking* und *Tokio* fährt. Auch Ländernamen liefern ihren Beitrag wie *Egypt*, *Russia*, *Morocco*, *Brazil* und *Mexico*. Die Erinnerung an Columbus machte *Genoa*, und die an Calvin *Geneva* zu einem häufigen Namen. Der Verlust des Verständnisses für den Unterschied zwischen einem Ortsnamen und einer Fabrikmarke brachte es auch hier mit sich, daß damals beliebte Gestalten aus der Dichtung zur Ortsbenennung mißbraucht wurden: *Romeo*, *Othello*, *Ivanhoe*. Als ein Beispiel unter vielen für den Zufallsfaktor bei der Benennung diene *Portland* in Oregon, dessen zwei Gründer durchs Los entschieden, ob die neue Stadt Boston oder Portland heißen sollte.

Tausende von kleineren Orten haben einfach den Namen des ersten Bewohners; daher die *Miller*, *Smith*, *Jones*, *Davis* und all die anderen, mit oder ohne town, ville oder burg. Auch ein Platz namens Johnson, Jackson, Wilson heißt nicht notwendigerweise nach dem gleichnamigen Präsidenten, sondern manchmal nach dem Gründer. Die noch heute im Lande übliche Sitte, auch Fremde nach kurzer Bekanntschaft nur beim Vornamen zu nennen, zeigt sich auch in den vielen Vornamen als Ortsbezeichnungen, z. B. *Eugene*, der Sitz der Universität von Oregon. Der schöne Klang von *Elyria* in Ohio ist nichts als eine Verbindung des Namens des Gründers, Ely, mit dem seiner Frau, Maria. Nicht wenige Orte tragen weibliche Namen, als Zeichen des in der amerikanischen Öffentlichkeit sehr betonten Respekts vor der Frau.

Bis weit ins XIX. Jahrhundert behielten der Mittelwesten und Westen etwas von dem Leben vorgeschobener Außenposten gegenüber den noch nicht befriedeten Eingeborenen; daher kommen die *Fort Wayne*, *Fort Scott*, *Fort Dodge*, *Fort Smith* und das zu einer der wichtigsten Städte des Südwestens

gewordene *Forth Worth*. *Laramie* gab das „Fort“ auf, als es aus einem Grenzposten zur Universitätsstadt von Wyoming wurde.

Die letzte große Periode der Neugründungen und damit der Namengebung kommt mit dem Einsetzen der industriellen Revolution seit der Jahrhundertmitte mit den dafür bezeichnenden *Mechanicsburg*, *Mechanicsville*, *Mechanics-town*, *Ironton*, *Steelville*. Es versteht sich, daß der neue Mittelpunkt der Stahlindustrie im Süden 1871 *Birmingham* genannt wurde und ein Nachbarort *Bessemer*. Bei späteren Gründungen dieser Art mochte man einfach den Namen eines Großindustriellen wählen wie bei der Stahlstadt *Gary* bei Chicago. Wie in Europa, erscheinen jetzt auch die abgekürzten Namen der großen Konzerne, wie *Alcoa* für den Sitz der American Aluminum Company. Eine Parallelerscheinung ist die Erschließung des weiten Landes durch die Eisenbahnen, die das für das Amerika dieser Periode so bezeichnende Bild des Nebeneinanders ungewöhnlicher praktischer Energie und mangelnden Sinns für jede kulturelle Tradition bietet. Der große Eisenbahnknotenpunkt *Atlanta* im Binnenland des Südens hat nur sehr indirekt mit dem Atlantischen Ozean zu tun durch die Bezeichnung der Atlantic Railroad Company, von der der Stadtname abgeleitet ist.

Als die Schienenstränge sich in Zehntausenden von Kilometern nach dem Westen vorschoben, wurde die Benennung der Stationen — oft der Kern der künftigen Siedlung — der Willkür der Direktoren und Ingenieure oder sogar der lokalen Telegraphisten und Stationsvorstände überlassen. Je nach dem Maß der Bildung oder Unbildung der Namensgeber ergab sich so ein buntes Potpourri von — nicht immer richtig buchstabierten — Orts- und Personennamen aus aller Herren Ländern; und so ist das Lesen amerikanischer Fahrpläne ein — nicht immer ungemischtes — Vergnügen für den Kulturhistoriker. Manchmal waren die neuen Namen nichts als ein schöner Klingklang gefälliger Laute, etwa: *Tolono* oder *Panola*, oder hübsche Reklamennamen wie *Springfield*, *Bellevue*, *Aurora*, *Arcadia*, *Mount Pleasant*, *Cherry Valley* und Hunderte von ähnlicher Art, die zumeist mehr ein Wunschbild als die geographische Wirklichkeit spiegeln.

Die Entseelung des Lebens durch die einseitige Verehrung der Götter des Fortschritts und der Technik um die Wende vom letzten zum gegenwärtigen Jahrhundert führt zu einem grotesken Neu-Barbarentum der Namengebung: *Petroleum* und *Petrolia*, *Telegraph* und *Telephone*, *Radium* und *Bauxite*, *Mineral* und *Diamond*, *Ordinary* und *Difficult*, schließlich zehn *Alpha* und vier *Omega*. Manchmal wird wie in Europa die Häßlichkeit des Zeitalters der Steinkohle, wie es J. Burckhardt genannt hat, mit einem pseudoromanischen Namen wie *Carbondale* verbrämt. Andererseits verewigt ein Ort in Texas sogar den Affenmenschen *Tarzan*.

Orte an Staatsgrenzen, gewöhnlich im Gefolge der Eisenbahnen entstanden, verbinden die Namen der Angrenzer in Namen wie: *Texarkana* (Texas und Arkansas), *Kanorado* (Kansas und Colorado), *Kenova* (Kentucky, Ohio und West Virginia), *Texico* (Texas und New Mexico), *Calexico* (California und Mexico). Das Extrem in Mißhandlung der Sprache bilden Produkte der Rückwärtsbuchstabierung in zwei kleinen Orten in Texas, wo Sunset zu *Tesnus* geworden ist und Lucas zu *Sacul*. Ein Beispiel der nicht seltenen volketyologischen Umdeutung eines älteren Namens bietet die südlichste Stadt der Vereinigten Staaten, *Key West*, hinter der das spanische *Cayo Hueso* (Knocheninsel) steckt. Nicht in allen Fällen war die etymologische Bedeutung eines Ortsnamens beabsichtigt; die zwei halbvergessenen Dörfer im Südwesten namens *Goodnight* tragen den Familiennamen ihres Gründers. Während kein Ortsname mehr als einmal in demselben Staat vorkommt, finden sich die meisten in mehreren Staaten; um so größer ist der Stolz eines sonst



unbekannten abseits gelegenen Ortes auf die Einmaligkeit seines Namens in Amerika; ein großes Schild am Dorfeingang verkündet dann: This is the only *Blue Rapids*.

Es wäre möglich, ein ganzes Buch über die Namen von gegen 40 000 Städten und Dörfern als Spiegel amerikanischer Kultur und Geschichte zu schreiben, wie es vor einigen Jahren von dem bekannten Gelehrten und Schriftsteller George Stewart in seinem *Names on the Land* versucht wurde. Auch die Arbeit der Staats- und Lokalhistoriker und darauf aufgebaute kleinere Nachschlagewerke wie H. Gannets *American Names* liefern brauchbares Material. Die seit 1953 erscheinende Zeitschrift *Names* befaßt sich auch zum Teil mit den Ortsnamen des Landes, ebenso die Abteilung für Namenkunde der Modern Language Association, des amerikanischen Philologenverbandes, als ein Zeichen der aus der politischen und kulturellen Krise entstandenen Selbstbesinnung der Amerikaner auf die Kräfte und die positiven wie negativen Erscheinungen ihrer Geschichte und Gegenwart.

## UNANFECHTBAR MAI UND JUNI

Wieder sproßt Laub unanfechtbar  
Von der Gironde bis weit hinüber, wo Erlenzweige  
Im Rauch der Sümpfe schauern, wo kühl der Ginsterstrauch  
Aus verharschten Schneeschrunken blüht, wo Klage  
Weißes Mittagslicht nach ihrer Herkunft gefragt hat.

Die Krähen schreien sich heiser  
Erregt von prismatischem Regen,  
Eine Sprache ist auf den Wegen,  
Magnolien und Birkenreiser  
Können einander im Schweifen  
Des Kontinentwinds begreifen.  
Glück, seiden weht Haar, heile Vergeblichkeit!  
Goldkreuze zwischen Hals und Brust junger Mädchen,  
Oder Medaillons, die aufgeklappt innen noch leer sind,  
Denn die Oblate der Schwermut bereiten späteren Jahre,  
Stilleres Brot, wenn die Träne sich band im gekeltern Wein.

Klangbild verblichener Noten:  
Auf unzerstörbaren Spuren  
Seismographische Tanzfiguren  
Genährt vom Lächeln der Toten —  
Im Herdengetrappel von Schafen  
Hör ich die alten Oktaven.

Hermann Stahl

## Die amerikanischen „Comics“

Die „Comics“, auch (seitdem 1929 und 1933 umfangreiche Sammelbände solcher Bildchen erstmalig unter diesem Titel erschienen) „Funnies“ genannt, von denen die Statistik behauptet, daß sie an jedem Sonntag von 40 Millionen, alltäglich von 30 Millionen gelesen werden, sind heute keineswegs nur auf wilde, grausame, überhaupt „unmoralische“ Inhalte beschränkt. In steigendem Maße hat man sich mit patriotischen, literarischen und religiösen Themen im gleichen Stil der Darstellung von „pädagogischer“ Seite eingeschaltet: Bildgeschichten aus der Bibel, Thomas Manns „Joseph“, Walt Disneys „Mickey Mouse“ und „Donald Duck“ versuchten sehr bald, den im Jahre 1896 zum erstenmal veröffentlichten Zeichnungen des „Yellow Kid“, eines typischen „bösen Buben“, den blutrünstigen Indianer-, Seeräuber-, und Gangsterfiguren, dem jetzt ja glücklich auch nach Deutschland gekommenen „Superman“ das Wasser abzugraben.

Die, wie Rundfragen ergeben haben sollen, 95 Prozent der 6- bis 11jährigen Knaben und 91 Prozent der gleichaltrigen Mädchen, welche die Hauptabnehmer vor allem der neben den Zeitungsserien erscheinenden „Comic“-Bücher und -Zeitschriften sind, kaufen die „guten“ wie die „schlechten“ Funnies: 2000 Zeitschriften haben einen Jahresverkauf von über 150 Millionen Heften.

Die „Comics“ können in den USA auf eine verhältnismäßig alte Tradition zurückblicken. Obwohl im allgemeinen die erwähnten Streiche des „Yellow Kid“, die der Zeichner Outcoults 1896 im New Yorker „Journal“ kreierte, als die ersten galten — Wilhelm Buschs „Max und Moritz“, 1865 geschrieben, hat zweifellos bis zu einem gewissen Grade Pate gestanden — haben eigentlich erst die von Rudolf Dirks um die Jahrhundertwende herum geschaffenen Figuren der „Katzenjammer Kids“ und des „Buster Brown“ die Bildgeschichte richtig eingeführt.

Zuerst trugen alle diese Geschichten, was noch ihr Name aussagt, vorwiegend humoristischen Charakter, meist in der überspitzenden Art karikierten Lausbubentums, gelegentlich Unfug mit leichten Dosen von Moral ausgleichend. Sehr bald, als sich zeigte, daß die Bildreihen dem meist langweilig belehrenden konventionellen Bilderbuch in den Herzen der Kinder den Rang abliefen, traten erzählende Märchenstoffe, gefährliche Abenteuer zwischen Trappern und Indianern, Piratenbiographien, Kämpfe zwischen Räubern und Polizisten, Detektivgeschichten, aber auch geschichtliche und Stoffe der sogenannten „Science Fiction“, d. h. der phantastischen Utopie, in denen Wesen, mit fabelhaften Geheimwaffen ausgerüstet, für das Recht gegen das Unrecht kämpften oder



aber ungeahnte Entdeckungen auf fremden Planeten machten, an ihre Stelle oder zuerst einmal neben sie.

Heute tragen nur noch die wenigsten „Funnies“ wirklich komischen Charakter. Es handelt sich dann stets um neue, zeitgemäße Variationen des unerschöpflichen Lausbubenthemas.

Mit diesem Strukturwandel der „Comics“ hat sich, zuerst unmerklich, heute klar ersichtlich, auch der Leserkreis vergrößert: sie drängen in immer mehr für Erwachsene bestimmte Blätter ein und begannen, in steigendem Maße, auch den älteren Zeitungsleser zu faszinieren.

Die „verrohende“ Wirkung der „Comics“ auf Kinder dürfte im allgemeinen weit überschätzt werden. Was an Eindrücken aus den Bildchen im Bewußtsein der Kinder haften bleibt, dürfte im wesentlichen auf das gleiche herauskommen, was als *Möglichkeit* da, wo sie zusätzlich zu Umwelteinflüssen hinzutreten, bei deutschen Kindern sich aus der Lektüre des „Struwpeter“, der ja auch nicht allzu zartbesaiteten Wilhelm-Busch-Geschichten und der deutschen Volksmärchen ergeben kann, aber nur in den seltensten Fällen wirklich Kinder beeinflusst.

Das wirkliche Problem liegt gar nicht darin, daß Kinder die „Comics“ verschlingen. Die eigentlich bedenkliche Erscheinung in der Verbreitung der Bildstreifen in allen Tageszeitungen liegt in der Tatsache, daß vor allem Erwachsene in beträchtlichem Ausmaß (durch das immer mehr auch ernsthaft illustrierte Magazine beherrschende Überwiegen des Optischen über das Gedankliche darauf schon vorbereitet) die verkürzte, simplifizierende und vom Mitdenken wegführende „phonetische“ Methode der Wortübermittlung dem eigentlichen Lesen vorzuziehen beginnen.

An jedem Abend bietet etwa die New Yorker Untergrundbahn in der Stunde der Büroheimkehr der Hunderttausende das gleiche Bild: fast jeder sitzende oder stehende Fahrgast liest. Wenige lesen Bücher, darunter allerdings manchmal die erstaunlichsten Werke, durchaus nicht nur „Bestseller“. Fast alle andern lesen Zeitungen, selten Zeitschriften, schon öfter illustrierte Magazine. Unter den Zeitungen verschwinden die Meinungsblätter wie die „New York Times“ oder die „New York Herald Tribune“ fast völlig; überwiegend werden die Boulevardblätter gelesen, die neben Sportberichten viele, meist gute, Photos und ein oder zwei Seiten „Comics“ enthalten. Man kann jede Wette eingehen, daß der überwiegende Prozentsatz der Leser zuerst und oft nur die Comics und die Sportberichte, deren abrupte Eigensprache ja gleichfalls vom eigentlichen Wort wegführt, liest und alles andere nur überfliegt.

Das, was sich hier als Tendenz abzeichnet, geht viel tiefer, als es die Frage der „schlechten“ Lektüre gemeinhin tut. Der Übergang vom „schlechten“ Buch zum „guten“ ist schon oft gefunden worden; daß aber in Ergänzung der mannigfachen Kinder-Clubs an Schulen, die sich um Figuren der „Comics“ zu Tausenden gebildet haben, es an über 500 Colleges — das sind immerhin höhere Schulen, die ins Universitätsalter hineinreichen! — Studentenfesttage gibt, die um solche „Helden“ kreisen, bedeutet den freiwilligen Verzicht denkender Menschen auf die beglückende Sensation des Lesens überhaupt und die Kapitulation vor der phonetischen Denkweise.

Wir meinen mit der phonetischen Denkweise hier die durch jene merkwürdigen Wortballons, die den Figuren der „Comics“ aus dem Munde heraushängen und zumeist anstatt im orthographischen Englisch im phonetischen Lautverfahren stilisiert sind, symbolisierten Konzessionen an die Denkfaulheit. Die geistige Selbstbeschränkung, die darin liegt, muß sich rächen. Daran ändert auch nichts, daß die bebilderten „Biblischen Geschichten“ in zwei Jahren 800 000mal „guten“ Inhalt auf diese Weise unter die Leute brachten. Bisher hatten buchfremde, unliterarische Farmer oder Cowboys wenigstens meist noch eine Bibel im Haus, an der man herumbuchstabierte. Wird die nächste Generation sich mit den „Bibel-Comics“ begnügen?

Nun soll man nicht übertreiben. Es handelt sich bei der hier skizzierten Wirkung der „Comics“ noch immer nur um eine erst langsam an ihren Folgen erkennbare Entwicklung, der, sowie sie erst einmal in das Bewußtsein der öffentlichen Meinung gerät, natürlich zu begegnen ist, die aber doch auch deshalb gerade in Deutschland Beachtung verdient, weil sie Hand in Hand geht mit einer im Siegeszug der raffiniertesten Technik notwendig gewordenen außergewöhnlichen Leistungssteigerung auf intellektuellem Gebiet im Raum des *Spezialistentums*. Überspitzt heißt das: ein Prozeß der Versimpelung, um nicht zu sagen der Verdummung, bei den *Vielen* begleitet den geistigen Verfeinerungsprozeß der *Wenigen* im Auslesevorgang von Elite und Masse.

Es ist im übrigen kein Zufall, daß kaum ein Neueinwanderer, so gut wie nie ein Ausländer, die „Funnies“ wirklich versteht. Der Umschaltungsprozeß von dem, logischem Gedankenaufbau in geordneten Sätzen folgenden, europäischen Bewußt-Lesen zum verkürzten, vereinfachten, phonetischen Bildchenansehen bedarf einiger Zeit.

Möglicherweise ist die Verarmung, die hier zutage tritt, nur ein vorübergehendes Risiko, das in die Herausbildung einer arbeitsteiligen Zivilisation einberechnet werden muß, die nicht mehr den ganzen Menschen meint, sondern immer nur den Teil von ihm, den sie einsetzt: gewissermaßen ein Abfallprodukt der Spezialisierung? Um der Allgemeinbildung der Nation aber wird man dann doch wohl oder übel auf Mittel und Wege sinnen müssen, Korrektive einzubauen.

Vielleicht aber — und die Tatsache, daß ja inzwischen die „Comics“ auch in andern Ländern beginnen, Anklang zu finden, scheint dafür zu sprechen — ist hier ein Vorgang eingeleitet, der im Zug der Zeit liegt und zur heutigen Situation überhaupt gehört. Dann wird allerdings der Hebel an anderer Stelle anzusetzen sein: nämlich aus der Not eine Tugend zu machen und aus den zufälligen und bisher weitgehend der Erfindungsgabe geschäftstüchtiger Werbefachleute überlassenen Verbildlichung des Wortes eine *echte* Vereinfachung im positiven Sinne zu gestalten. Schließlich haben im Mittelalter die Menschen bei der Betrachtung der Marien- und Heiligenbildchen nicht weniger ernst an Gott und die „religio“ als an außerpersönliche Mächte gedacht als der moderne Mensch, der theologische Bücher studiert. Einfach gesagt: dann käme es darauf an, aus der Karikatur wieder ein bildhaftes Symbol zu machen. Vielleicht liegen auch die amerikanischen „Comics“ auf diesem Wege.



## Leben und Lebenserwartung als volkswirtschaftliches Problem

Anläßlich des vor einigen Monaten in Rom durchgeführten 8. Kongresses des Internationalen Statistischen Instituts ermahnte der Papst die achthundert Kongreßteilnehmer ernstlich, die Ergebnisse ihrer mit Hilfe wissenschaftlich erprobter Methoden gewonnenen zahlenmäßigen Feststellungen nicht zu propagandistischen oder parteipolitischen Zwecken zu mißbrauchen. Das ist gewiß eine ebenso berechtigte wie zeitgemäße Mahnung. Allein eigentlich richtet sie sich doch zunächst an jene Politiker und Nationalökonomten, die vor allem darauf bedacht sind, für die Richtigkeit ihrer politischen Programme oder ökonomischen Theorien statistisches „Beweismaterial“ beizubringen, und nicht so sehr an den geschulten Statistiker. Weiß doch jeder, der bei seiner Arbeit statistisches Ur-Material zu benutzen hat, daß er sich immer nur unter allerhand Vorbehalten auf statistische End-, Verhältnis- oder Durchschnittszahlen verlassen darf, wenn er der Versuchung entgehen will, von den interessantesten statistischen Feststellungen zu den falschesten politischen und wirtschaftlichen Schlußfolgerungen zu gelangen.

Die Versuchung einer teils ungewollt oberflächlichen, teils beabsichtigt irreführenden Benutzung statistischen Materials ist besonders stark, wenn es sich um Berechnungen von Volkseinkommen und Volksvermögen handelt, wozu allerdings eine Unterlassungssünde beiträgt, der sich gerade moderne Statistiker schuldig machen. Zwar sind schon im 17. Jahrhundert die beiden eigentlichen Begründer der „politischen Arithmetik“ in England, Sir William Petty und John Graunt, zu der sozialpsychologisch so wichtigen Erkenntnis gelangt, daß der Wohlstand eines Landes entscheidend von den physischen, geistigen und moralischen Qualitäten seiner Bevölkerung und den davon bedingten wirtschaftlichen Möglichkeiten abhängt. In Deutschland hat in den 80er Jahren der bedeutende Statistiker Ernst Engel sich in grundlegenden Untersuchungen mit dem Problem beschäftigt, wie sich im Sinne dieser Erkenntnis der wirtschaftliche Wert einer gesamten Volksmasse ermitteln ließe, und ich selbst habe hierzu vor mehr als vierzig Jahren einen nicht unbeachtet gebliebenen Beitrag geliefert (der sogar ins Japanische übersetzt sein soll). Doch wie gesagt, in unserer Zeit glaubt der wissenschaftliche Statistiker, den auf den menschlichen Faktor in der Wirtschaft hinweisenden Ideen Pettys keine Beachtung schenken zu müssen. Für ihn gelten nicht mit Unrecht die spöttischen Worte Mephistos, wenn er dem „gelehrten Herrn“ vorwirft:

„Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar,  
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr,  
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht,  
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht.“

Und weshalb ist die moderne Statistik der Ansicht, daß man den wirtschaftlichen Wert des Lebens im Vergleich mit den anderen Aktiven des nationalen Wohlstandes ohne weiteres ignorieren könne? Gewiß, unter höheren geistigen Aspekten läßt sich der „Wert“ des menschlichen Lebens allerdings nicht in Mark und Pfennig berechnen. Allein daß der wirtschaftliche Wert eines Lebens in gewissem Sinne durch eine „Lebenserwartung“ feststellbar ist, die mit Hilfe von Sterbetafeln für jedes einzelne Individuum wie für alle Altersklassen ohne weiteres errechnet werden kann, wird kaum bestritten werden. Wenn trotzdem die statistische Wissenschaft die bisherigen zahlreichen Versuche, den wirtschaftlichen Wert des Lebens auf einen zahlenmäßigen Nenner zu bringen, nicht nur — und mit Recht — deshalb ablehnt, weil die Berechnungen unzulänglich und hypothetisch sind, sondern weil es sich dabei um nichts anderes als statistische Spielereien handeln könne, so wird übersehen, daß für internationale oder historische auf Geld umgerechnete Vergleiche, die sich mit dem „Reichtum“ eines Volkes befassen, auch Geld niemals einen absolut zuverlässigen Maßstab abzugeben vermag. Schon bei Vergleichen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ist es illusorisch zu glauben, daß die eingesetzten Geldbeträge tatsächlich den „wahren“ Wert der Gebäude, der Kunstwerke und anderer Kostbarkeiten oder des Anteils am Goldvorrat der Welt, die sich im Besitz eines Volkes befinden, zum Ausdruck bringen. Ein wenig pointiert möchte man fragen: Ist es wirklich wissenschaftlich wichtiger oder wirtschaftlich nützlicher, den Wert von Gütern zu berechnen, die von Menschen hergestellt werden, als den der Menschen, die diese Güter herstellen?

In der Nationalökonomie, die ja schließlich Menschenökonomie ist — oder doch sein soll — kann die Anwendung seelenloser statistischer Methoden in der Tat zu höchst erstaunlichen Ergebnissen führen. So ist die englische Nationalschuld, wie in einer kürzlich erschienenen amtlichen Veröffentlichung mitgeteilt wurde, von 7130 Millionen Pfund im Jahre 1939 inzwischen auf 26 051 Millionen Pfund angewachsen. Das gesamte englische Volksvermögen dagegen belief sich, der letzten Vorkriegsschätzung zufolge, die von dem inzwischen verstorbenen Lord Stamp, einer in der englischen Großbankwelt führenden Persönlichkeit, stammt, auf 21 000 Millionen Pfund. Doch wie pessimistisch man auch über die nach 1939 eingetretene Entwertung des Pfundes denken mag: darüber, daß Lord Stamps Schätzung des englischen Volksvermögens bestimmt nicht mit den Aktiven in Einklang zu bringen ist, auf denen Englands wirtschaftliche Kraft noch immer beruht, kann kaum ein Zweifel bestehen.

Wenn wir auch diese Aktiven noch nicht in allen Einzelheiten statistisch zu „erfassen“ vermögen, so wissen wir doch darüber erheblich mehr als Petty und Graunt, deren ebenso kühne wie realistische Konzeption aller-



dings erst jetzt wissenschaftliche Beachtung zu finden beginnt. Vor allem haben uns Untersuchungen über eine ständig und in erstaunlichem Maße sinkende Sterblichkeit neue Einblicke in die durch jeden einzelnen Fall verlorengehenden Lebensjahre eröffnet. Dadurch gewinnt die erhöhte Lebenserwartung, die in fast allen der zivilisatorisch am weitesten fortgeschrittenen Länder der westlichen Welt bereits der dem Menschen in der Bibel zugesprochenen Lebensspanne nahekommmt, eine wirtschaftsanatomische Bedeutung von erheblichem praktischem Wert. Auch ohne auf die geringen zwischen England, Westdeutschland, den Vereinigten Staaten, Kanada, Skandinavien, der Schweiz, Frankreich, Holland und Belgien in der Höhe der Lebenserwartung zur Zeit bestehenden Unterschiede einzugehen, sind wir doch in der Lage, den Gewinn an menschlicher Schaffenskraft für die verschiedenen Altersklassen zu ermitteln, besonders aber für die Jahre zwischen 15 und 65, zwischen denen der Mensch im allgemeinen erwerbsfähig und erwerbstätig ist.

Für die Vereinigten Staaten stellt sich dieser Gewinn an menschlicher Arbeitskraft zahlenmäßig so dar, daß die Lebenserwartung eines jeden Amerikaners, der jetzt das 21. Lebensjahr erreicht, ungefähr die gleiche ist wie die, welche ein zur Zeit der Jahrhundertwende in den Vereinigten Staaten geborenes Kind vor sich hatte, für das man damals mit einer Lebenserwartung von etwa 47 Jahren rechnete. In England kommt man unter Anwendung einer anderen Methode zu folgendem Ergebnis: Die durchschnittliche Sterblichkeit während des Zeitabschnitts zwischen 1848 und 1872 bedeutete für je 1000 Angehörige der Altersklassen zwischen 15 und 65 Jahren einen Verlust von 1004 Arbeitsjahren. Im Jahre 1952 war dieser Verlust unter Berücksichtigung des Bevölkerungsstandes und der Sterblichkeitsrate des genannten Jahres auf 238 Jahre gesunken.

Da diese Zahlen für sich selbst sprechen, wäre ihnen kaum etwas hinzuzufügen, wenn nicht in den kritischen Erörterungen der in ihrem Tempo und Ausmaß beinahe schon sensationellen Erhöhung der Lebenserwartung eine höchst unkritische Verkennung ihrer potentiellen soziologischen Auswirkungen zum Ausdruck käme. Man preist die in der Verminderung der Säuglingssterblichkeit, in der Seuchenbekämpfung, in der Verbesserung der Sozialhygiene und der Lebenshaltung im allgemeinen gemachten Fortschritte, befürchtet jedoch gleichzeitig, daß der für erhöhte Langlebigkeit in Überalterung und Übervölkerung zu zahlende Preis zu hoch ist. Gewiß, die Tage, Jahre, Jahrhunderte oder Jahrtausende sind gezählt, in denen die Menschheit noch auf ein irdisches Dasein rechnen darf. Daß aber „zero-hour“ für die Spezies Mensch schon deshalb bedenklich nahe sein soll, weil die Menschen — anstatt vorzeitig zu altern oder erschöpft „Pensionsfähigkeit“ zu erreichen — jetzt und in Zukunft gerade den Teil der Lebensspanne voll auszunutzen vermögen, der die Jahre körperlicher und geistiger Rüstigkeit und Reife umfaßt: das läßt sich, wenn überhaupt, nur so erklären, daß wir dem menschlichen Faktor in der Wirtschaft — auch wenn er der wichtigste ist — eigentlich doch noch recht hilflos gegenüberstehen.

Es ist nicht ohne Ironie, daß diese Hilflosigkeit dazu führt, gerade dort, wo die Bewertung der Lebenserwartung zu einer rein praktischen

Frage wird, an solche Faktoren zu denken, die im allgemeinen den Beweis dafür liefern, daß sich der Wert des Lebens *nicht* in Mark und Pfennig ausdrücken läßt. Vor englischen Gerichtshöfen werden in steigender Zahl Ersatzansprüche gestellt für den Verlust der Lebenserwartung bei einer erschreckend großen Zahl junger Menschen, die im täglich wachsenden Verkehr der „Tod auf der Straße“ als Opfer fordert. Zwar fehlt bei kaum einer der richterlichen Entscheidungen der Gemeinplatz, daß es für Eltern keine Entschädigung geben kann, die sie über den Verlust ihres Kindes zu trösten vermag. Allein das englische Recht erkennt den Grundsatz an, daß jeder Mensch den Anspruch auf Schutz seines Lebens gegen vorzeitige Verkürzung durch irgendeine Handlung von dritter Seite hat, aber bei der kasuistischen Art der englischen Rechtsprechung kann natürlich nicht auf alle Fälle zurückgegriffen werden, die sich zur Beurteilung des neuzeitlichen Verkehrsunfalles heranziehen lassen. Infolgedessen kam es zunächst zu einer Reihe ziemlicher willkürlicher und sich widersprechender Entscheidungen, bis schließlich das House of Lords in seiner Eigenschaft als höchste richterliche Spruchkammer Bestimmungen traf, die seitdem bei Schadenersatzfeststellungen für Verlust von Lebenserwartung maßgebend sind. Sie sehen im wesentlichen vor, daß hierbei die Umstände zu berücksichtigen sind, die erkennen lassen, ob für den Verstorbenen zur Zeit seines Todes die Wahrscheinlichkeit bestand, er hätte Aussicht auf ein verhältnismäßig glückliches Dasein gehabt, oder ob sein Charakter und seine Gewohnheiten die Annahme rechtfertigen, er würde jedenfalls ein unglückliches Leben geführt haben . . .

Man hätte eigentlich annehmen sollen, daß Alter und Beruf, Fähigkeiten und Leistungen genügend Handhabe bieten, um den Verlust von Lebenserwartung annähernd zu bewerten; um etwas anderes kann es sich ja kaum handeln. Doch einen Schadenersatzanspruch mit Untersuchungen über menschliches Glück oder Unglück zu verquicken, macht nicht nur eine sachliche, wenn auch unvollkommene Entscheidung unmöglich. Welcher Gerichtshof könnte sich im Ernst für berufen halten, darüber zu urteilen, wie sich wohl das Leben eines Menschen in Zukunft gestaltet haben würde, gleichgültig, ob es zur Zeit eines tödlichen Unfalls glücklich oder unglücklich war! Das eigentlich Befremdende in dieser Haltung der höchsten englischen Spruchkammer zur Frage einer geldlichen Bewertung des Verlustes von Lebenserwartung ist, daß sie sich grundsätzlich von der unterscheidet, die sonst überall das englische Leben in seinen Beziehungen zum Wirtschaftlichen und Sozialen kennzeichnet. Der sprichwörtliche „Boden der Tatsachen“ wird verlassen, um den Wert verlorengegangener menschlicher Schaffenskraft mit Hilfe spekulativer Betrachtungen deterministischer Art zu ermitteln. Ein etwas irreführender Umweg, um Nationalökonomie in — Menschenökonomie überzuleiten.



## Friedrich der Große und die Bauern von Koczy

*Eine historische Begebenheit*

Als der Protestantismus sich über Nordeuropa ausbreitete, da bekehrten sich auch in Polen viele Adlige und die deutschen Bürger und Bauern zu der neuen Lehre. In der Landschaft Pommerellen z. B. waren um 1590 von 100 Kirchspielen etwa 70 protestantisch. Die Einführung der Jesuiten in Polen brachte einen gewaltigen Rückschlag. Der polnische Adel trat zur katholischen Kirche zurück, in den Jesuitenschulen wurden seine Söhne zu bekehrungstüchtigen Fanatikern erzogen.

Aber die deutschen Bürger und Bauern blieben dem Protestantismus treu. Damit kam zu dem Gegensatz der Sprache nun auch noch der Gegensatz der Konfessionen, zu dem Haß der Nationen der Zelotismus des Glaubens. Protestantische Kirchen wurden verbrannt, ihre Prediger mißhandelt und verjagt.

Um die Glaubensgenossen nicht ganz ohne geistliche Fürsorge zu lassen, fanden sich tapfere protestantische Prediger, die es wagten, in den Monaten, in welchen die Straßen in Polen gangbar waren, d. h. etwa von Mai bis September, von protestantischem Dorf zu protestantischem Dorf das Land zu durchziehen, um zu predigen, zu taufen, zu trauen. Im Winter geborene Kinder wurden eben erst im nächsten Sommer getauft, und manches Brautpaar wartete mit der Heirat, bis ein Wanderprediger erschien.

Unter diesen tapferen Geistlichen befand sich auch der Vater unseres großen Predigers und Philosophen Friedrich Schleiermacher. Dieser kam im Jahre 1768 in das galizische, von Oberschlesien nicht allzu weit entfernte Dorf Koczy. Dort klagten ihm die deutschen protestantischen Bauern, wie sie von den adligen Gutsherren durch Wegnahme von Vieh, willkürliche Verhaftungen und Zwangsarbeit über das Pflichtmaß der Arbeit hinaus drangsaliert würden. Ob er, der Geistliche, denn gar keine Hilfe für sie wußte?

Da antwortete Schleiermacher: „Wenn überhaupt, so kann euch nur einer helfen, das ist der große Preußenkönig. Schreibt einen Brief, in welchem ihr alles euch widerfahrene Unrecht schildert. Ich will diesen Brief sorglich in meiner Kleidung verstecken und ihn nach Preußen bringen.“

Die Bauern schrieben diesen Brief, und Schleiermacher schmuggelte ihn glücklich über die schlesische Grenze. In Oberschlesien angelangt, fragte er, wo sich der König wohl aufhielte, und erfuhr zu seiner Freude, daß dieser in Neiße sei und Manöver mit den dortigen Truppen abhalte.

Schleiermacher begab sich also nach Neiße, wurde beim König vorgelassen, überreichte ihm nicht nur den Brief, sondern durfte auch mündlich die Leiden der protestantischen Bauern in Polen schildern.

Das Normale wäre nun gewesen, daß König Friedrich seinen Gesandten in Warschau beauftragt hätte, der polnischen Regierung den Tatbestand vorzutragen und diese zu ersuchen, bei dem Schlachzizen von Koczy vorstellig zu werden, damit er seine Bauern besser behandle. Der Erfolg eines solchen Vorgehens wäre mit größter Wahrscheinlichkeit gewesen, daß die Bauern noch schlechter behandelt worden wären, weil sie es gewagt hatten, sich mit einer Beschwerde an einen fremden Monarchen zu wenden.

Friedrich der Große schlug also einen anderen Weg ein, der zwar völkerrechtlich absolut unzulässig, aber der richtige war.

Die Galizien am nächsten liegende preußische Garnison war eine Schwadron der Werner-Husaren in dem kleinen oberschlesischen Städtchen Pleß. Friedrich der Große sandte nun durch einen Feldjäger einen Brief an den Kommandeur dieser Schwadron, Rittmeister von Woyersch, mit dem Befehl, so viele Leiterwagen, wie er könne, aufzutreiben, mit diesen und seiner Schwadron über die polnische Grenze zu reiten und sich nach dem Dorfe Koczy durchzuschlagen. „Wenn er Widerstand finde, solle er hauen und schießen!“ In Koczy angekommen, sollte er die Bauern veranlassen, all ihr Hab und Gut auf die Leiterwagen zu packen, ihr Vieh zusammenzutreiben und mit den Husaren über die preußische Grenze zu ziehen.

Die Schwadron ritt los und kam, ohne Widerstand zu finden, nach Koczy. Die Bauern trauten ihren Augen nicht über diesen fremdartigen Besuch, vernahmen dann aber mit Jubel die Einladung des Königs von Preußen, in sein Land zu kommen.

Aber auch der Gutsherr von Koczy hatte von seinem auf einem Hügel gelegenen Schlosse aus das Einreiten der Schwadron gesehen. Er nahm natürlich an, daß es polnische Kavallerie sei, und schickte seinen Haushofmeister herunter mit einer Einladung für die Herren Offiziere. Von Woyersch lehnte dankend ab ohne jede Begründung. Was machte aber der Schlachziz für Augen, als er gewahrte, wie die Bauern ihr Hab und Gut aus ihren Häusern herausbrachten und es auf die von den Husaren mitgebrachten Wagen verluden! Die wollten womöglich wegziehen? Nun begab er sich persönlich in das Dorf, um mit dem Führer der Reiter zu sprechen. Von Woyersch bestätigte ihm, daß er den Befehl habe, die Bauern von Koczy mit Hab und Gut nach Preußen zu überführen.

Erregt protestierte der Schlachziz. Der Rittmeister zuckte die Achseln.

Jetzt wandte sich der Schlachziz an den Gemeindevorsteher: Was ihnen einfiele, auswandern zu wollen. Sie seien polnische Bürger, und wenn auch nicht leibeigen, so doch insoweit an die Scholle gebunden, daß sie nicht auswandern dürften.

Der Gemeindevorsteher erwiderte, sie seien so schlecht behandelt worden, daß sie eben nicht länger bleiben wollten.

Der Schlachziz drohte dem Rittmeister mit Beschwerde bei der Regierung in Warschau. Der Rittmeister zuckte die Achseln. Tags darauf fuhr



die gesamte Bauernschaft von Koczy, auf den preußischen Wagen sitzend, gen Westen. Ihr Großvieh wurde von etlichen Knechten hinter den Wagen hergetrieben. Die Schwadron aber ritt zur Hälfte der Kolonne voraus, zur anderen Hälfte folgte sie, den Transport deckend.

Friedrich der Große hatte inzwischen mit dem jüngsten Sohne des Alten Dessauers verhandelt, welcher in Pleß regierte und dort großen Landbesitz hatte. Dieser erklärte sich bereit, den Bauern von Koczy so viel Land zu schenken, wie sie an Acker und Weide für sich und ihr Vieh benötigten.

Der König aber baute auf seine Kosten den Bauern ein Dorf, welches den Namen „Anhalt“ erhielt, mit Rücksicht darauf, daß der Prinz von Dessau, welcher den Bauern das Land geschenkt hatte, aus der Familie der Anhaltiner stammte.

Nunmehr trat der König auch durch seinen Gesandten in Warschau an die polnische Regierung heran mit dem Verlangen, sie möge den Gutsheeren von Koczy veranlassen, den weggezogenen Bauern den Wert ihrer Häuser und Grundstücke zu erstatten, welche sie ja nicht hätten mitnehmen können.

Erst gab es eine große Entrüstung in Warschau über diese Zumutung, aber schließlich zahlte die Regierung. Diese Geschichte hat sich nur vier Jahre vor der ersten Teilung Polens abgespielt. Da bangte die polnische Regierung schon so sehr vor den Russen, daß sie es mit dem Preußenkönig nicht verderben wollte.

Ich habe, als ich Amtsrichter in Kattowitz war, das Dorf Anhalt im Jahre 1906 besucht. Es stand noch so, wie König Friedrich es erbaut hatte. Jedes Haus hatte Erdgeschoß und ersten Stock, darüber ein abgeschrägtes Dachgeschoß. Die Häuser standen ausgerichtet wie die preußischen Grenadiere rechts und links von einer Dorfstraße.

Da dieses protestantische Dorf von lauter Dörfern mit katholischer Bevölkerung umgeben war, so heirateten die Bauern von Anhalt notgedrungen immer wieder unter sich, was zu meiner Zeit bereits eine bedauerliche Inzucht ergeben hatte.

Als nach dem verlorenen Ersten Weltkriege in Oberschlesien eine Abstimmung darüber stattfand, ob dieser Teil der preußischen Provinz Schlesien bei Preußen verbleiben oder dem neugeschaffenen polnischen Staate zufallen solle, und als Korfanty mit Hilfe von aus Polen herbeigeführten Banden einen Terror entfachte, um die deutsche Bevölkerung einzuschüchtern und von der Abstimmung für das Verbleiben Oberschlesiens bei Deutschland abzuhalten, da wurde auch das Dorf Anhalt von einer solchen Bande überfallen. Ein Teil der Bewohner wurde ermordet, ein Teil entfloh. Die friderizianischen Häuser wurden von dem polnischen Pöbel zunächst geplündert und dann zerstört.

## Die Novelle im 20. Jahrhundert — ein Paradoxon

Sie hat nie etwas anderes gewollt als „zu sein“. Sie ist zweckfrei und daher ein Abstraktum. Sie ist poésie pure, ist reine Dichtung. Im Wechselspiel des Lebens ist sie geboren und gereift, im Wechselspiel des Lebens ist sie zur scheintoten Greisin geworden: sie ist nur noch Hülle. Wird sie wiedererweckt werden und zum Jungbrunnen finden? Vieles spricht dagegen, manches dafür.

Ihr Name ist weit älter als ihre Bedeutung. Die Gesetzgebung des Kaisers Justinian und seine byzantinischen Juristenschulen prägten die Vokabel „novella“ für Ergänzung, Nachtrag, Erweiterung — für die Neuigkeit. „Das Neue“ war die Novelle — und ist es für den Juristen noch heute. Doch wer „quid novi?“ fragt, denkt nicht juristisch, sondern soziologisch; er sehnt den „Verfall“ herbei, der seine Neugier befriedigt, der ihn unterhält. Nach dem „quid novi?“ drängt unersättlich die Gesellschaft. Ihre Hoch-Zeit war die Renaissance. Sie schuf die literarische Form der Novelle, sie fand für das „Unerhörte“, das „Einmalige“ eine neue Kunstgestalt. Und Boccaccio wurde ihr Meister. Er gab den Anstoß zu einer literarischen Mode. Und da sie eine romanische Mode war, da sie beweglich und stets wandlungsfähig kreierte wurde, setzte sie sich auch bald in Deutschland durch. Mit den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts begann die Geschichte der deutschen Novelle — begann mit der neuen Kunstform Schillers und Goethes.

Die Entwicklung der Novelle ist bis heute nicht umfassend nachgewiesen worden, aber endlich wurde eine „Geschichte der deutschen Novelle“\*) geschrieben und dieser Tage veröffentlicht. Johannes Klein, Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Marburg, gebührt das außerordentliche Verdienst, mit der liebevollen Genauigkeit eines Wissenschaftlers das lang erwartete Handbuch dieser Kunstform verfaßt zu haben. Dieses vorzügliche Nachschlagwerk hat nur den einen Fehler: die Jovialität des Autors. Der strenge Maßstab, mit dem die Kunst der Novelle gemessen werden muß, wird bei den Novellen des 20. Jahrhunderts und gelegentlich auch bei denen des 19. Jahrhunderts nicht mehr angewandt. Johannes Klein hätte deutlicher, als er es tat, darauf hinweisen müssen, daß die „moderne Novelle“ nur noch eine Scheinexistenz führt und ihre Form in unserer Zeit zumindest in Frage zu stellen ist.

Die Urform, die innere Form der Novelle mag man das Leben selbst heißen, dessen Wirklichkeit dort erfaßt werden soll, „wo sie am augenfälligsten ist“, wie Johannes Klein sagt. Die äußere Form dagegen ist, wenn auch modellierfähig, so doch von einigen für die Novelle charak-

\*) Johannes Klein: „Geschichte der deutschen Novelle. Von Goethe bis zur Gegenwart.“ Wiesbaden 1954, Franz Steiner Verlag GmbH., 528 S. DM 36,—.



teristischen Notwendigkeiten abhängig: Während Wieland die Novelle noch als eine Erzählung klassifizierte, „welche sich von den großen Romanen durch die Simplizität des Planes und den kleinen Umfang der Fabel unterscheidet“, weist Goethe bereits auf das „zentrale Geschehnis“ hin, auf die „unerhörte Begebenheit“, auf den Einzelfall, auf „das Neue“. Weit gefühlsbestimmter bezeichnet Schlegel die Novelle als „eine subjektive Stimmung und Ansicht, und zwar der tiefsten und eigentümlichsten derselben“, die „indirekt und gleichzeitig sinnbildlich darzustellen“ sind. Doch erst Ludwig Tieck prägt den Begriff des „Wendepunktes“, der die Novelle „von allen anderen Gattungen der Erzählung unterscheidet“. Es ist immer wieder „dieser Punkt, von welchem aus“ die Geschichte „sich völlig unerwartet umkehrt, und doch natürlich, dem Charakter und den Umständen angemessen, die Folge entwickelt, wird sich der Phantasie des Lesers um so fester einprägen, als die Sache, selbst im Wunderbaren, unter anderen Umständen wieder alltäglich sein könnte“. Paul Heyeses bildlicher Ausdruck des „Falken“ für den Wendepunkt hebt höchstens die Bedeutung der Tieckschen Theorie hervor; eine neue Ästhetik der Novelle hat auch dieser letzte Ästhetiker der Novelle nicht geschaffen. Und er konnte und durfte es auch gar nicht; denn diese Kunstgattung schöpft ihre Lebenskraft aus gesellschaftlichen Voraussetzungen, schöpft sie aus der Provinz der Wechselgespräche, wo Erziehung durch Umgang geschieht. Solange sich diese Voraussetzungen annähernd ähneln, wird sich auch die Theorie nicht wesentlich ändern.

Die Novelle als reinste artistische Form ist das von allen geliebte Kind der Gesellschaft — und das heißt auch: der Geselligkeit. Löst sich die Gesellschaft auf, so zerfällt die Form der Novelle. Notgedrungen wird ein neuer Nährboden gesucht. Und der ist bereits im 19. Jahrhundert für etliche Novellisten eine allgemein-menschliche Problematik gewesen. Man denke nur an „Mozarts Reise nach Prag“ von Mörike, wo der novellistisch sein sollende Vorgang vom Zeitkolorit und Allgemeinen aufgesogen wird, oder an C. F. Meyers romanhafte und problemüberlastete Novellen, die durch diese Schwächen ihre Form sprengen, ja geradezu formfremd durch ihre Problematik sind. Aus der zweckfreien Kunst ist eine zweckgebundene geworden, eine poésie engagée. Ahnungslos führt das vergangene Jahrhundert die Novelle ad absurdum. Auch Schleiermachers Versuch, das Eigentümliche dieser Dichtung in der Schilderung realer Verhältnisse der bürgerlichen Welt zu sehen, blieb vergebliche Anstrengung. Denn für ihn und seine Jünger war nicht mehr „das Neue“ entscheidend, und auch nicht, daß „in Gesellschaft“ erzählt werde, sondern es waren ausschließlich zwischenmenschliche Wirklichkeiten. Es soll gern zugestanden werden, daß Storm, Heyse, C. F. Meyer und Keller wie Stifter aus dieser Anschauung heraus Novellen geschrieben haben, die zum größeren Teil noch „klassisch“ waren, doch unbewußt arbeiteten sie alle am vielstrophigen Abgesang der deutschen Novelle. Und auch dieser Abgesang wäre nie gehört worden, wenn die Dichter jener Zeit nicht einem kraftvollen Bürgertum entstammten, das noch ein geschlossenes Weltbild kannte. Das geschlossene Weltbild einer großen Gemeinschaft ist die unbedingte Voraussetzung der Novelle. Die Gemeinschaft

allein kann sich auf das unscheinbare Wörtchen „man“ berufen, von dem allein erzählt wird und an das allein sich die Novelle richtet. Dort, wo „man“ keinen gemeinsamen Lebensstil hat, dort, wo „man“ sich nicht kennt und wo „man“ nicht zueinander gehört, kann keine Novelle existieren. Das „man“ der Gemeinschaft öffnet die Ohren für die zarten Zwischentöne in der Novelle und läßt das Gemeinsame im „Einzelfall“, im „Besonderen“ spüren — das „man“ bürgt für das Zweckfreie, das Absichtslose, für das Ziel der Novelle: zu sein.

Von einem allgemein verbindlichen Weltbild in unserer Zeit kann nicht gesprochen werden, ebensowenig von einem gleichgerichteten Zeiterleben, noch von einer Einheit der Gesellschaft. Damit ist die Novelle, wo sie heute geschrieben wird, zu einem Paradoxon geworden. Denn sie basiert auf Voraussetzungen, die nicht mehr gegeben sind. Und selbst da, wo ihr Schöpfer diese Voraussetzungen besitzt oder zu besitzen vermeint — wie z. B. die Autoren der christlichen Literatur oder der restaurativen ebenso braunen wie süßlichen Novellenpamphlete — muß diese Kunstform als ein Paradoxon angesehen werden. Denn so vollendet sie auch geschaffen sein mag — sie wendet sich doch immer nur an den Einzelnen, sie weiß nichts mehr von einem „man“, nichts von geselliger gesellschaftlicher Verbundenheit.

Es liegt an uns, ob sich die Novelle wieder mit Leben füllt oder ob sie ein versiegter Brunnen inmitten öder Wüstenei bleibt.

Die Deutschen hätten keine Phantasie?  
Ein Satz, der sich selber zerstört.  
Die Deutschen haben überall sie,  
Wo sie nicht hingehört.

*Grillparzer*

## Seltsame Ehrung . . .

Seltsam ist die Ehrung, die die spanische Zensur dem großen Romancier Pio Baroja zuteil werden läßt. Schon den 80. Geburtstag ließ man in der Presse fast unbemerkt vorübergehen. Nun endlich rafften sich die Freunde auf, seinen 81. Geburtstag mit einer Sondernummer der Kulturzeitschrift „indice“ zu feiern. Kaum aber war die Nummer, die einen Einblick in den Lebensweg dieses Mitglieds der Spanischen Akademie gibt, erschienen, als schon die Zensur einen Vertrieb in Spanien verbot, selbst dem Jubilar ein Exemplar verweigerte und nur einen Versand ins Ausland erlaubte.

So wird das spanische Volk bewußt vom Werk und Wirken dieses großen Realisten ferngehalten, der schon vor Jahrzehnten Werke wie „La busca“ (deutsche Ausgabe: Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1945) u. a. schuf, in denen die Theorien Sartres und aller modernen Tendenzen vorweggenommen sind. „Frei, unendlich frei“, schrieb einst Ortega y Gasset, „kreuzt dieser Mann unsere spanische Bühne. Ein wundes und zugleich lächelndes Herz treibt ihn an . . . unfähig ist er zu paktieren . . . abseits aller Parteien und Doktrine . . . immer sagt er, was er denkt . . . keinem untertan.“

Das ist Baroja, der in seinem Stil ein wenig Ramuz ähnelt. In ihn muß man sich einleben. Da ist alles real, nichts erfunden. Wer sich aber einmal in die fast anarchische Art seiner Komposition, bei der Personen wie Unbekannte, die unseren Weg kreuzen, auftauchen und verschwinden, gefunden hat, wird sich an dieser ironischen, ein wenig skeptischen Art vergnügen. „Mich inspiriert“, gesteht er selbst, „im allgemeinen ein Typus oder ein Ort für ein Werk . . . und meine Bücher schreibe ich ohne jeden Plan.“

Am 28. Dezember 1872 wurde er im Baskenland geboren. Er studierte Medizin und verfaßte 1893 seine Doktorarbeit über das Thema „Der Schmerz, eine physiologische Studie“. Der Blick des forschenden Arztes blieb ihm auch in seinem literarischen Schaffen bewahrt. Ein Deutscher, Dr. Demuth, schrieb 1937 seine Dissertation über „Pio Baroja: das Weltbild in seinen Werken.“

In den letzten Jahren sah Baroja auf sein Leben zurück. Und dieser Rückblick nahm Gestalt an in den 7 Bänden seiner Memoiren „Von der letzten Wendung des Weges“. „Galerie von Typen unserer Epoche“ nennt sich der 4. Band, das aber könnte der Titel des Gesamtwerkes sein. Die Wahrheitsliebe Barojas ließ manchen der Gezeichneten Skandal schlagen. Gegen den Ästhetizismus und die falsche Moral stellte Baroja *seine* Ethik: die Moral der Literatur, d. h. Urteil ohne Rücksicht. Er ist nie objektiv. Lächelte aber nicht schon Unamuno über die sogenannte Objektivität, hinter der die Welt nur heuchlerisch ihre recht subjektive Meinung zu verbergen sucht? In den „Memorias“ ist für die Zukunft ein Stück Geschichte von einem der scharfsichtigsten Geister unserer Epoche niedergeschrieben.



## In memoriam Max Pallenberg

*Max Pallenberg starb vor 20 Jahren. Am 22. Juni 1934 sollte ihn ein Flugzeug von Prag nach Karlsbad bringen, wo sein Gastspiel in „Familie Schimek“ angekündigt war. Gleich nach dem Start stürzte das Flugzeug ab.*

Die Geschichte des deutschen Theaters nennt ihn den gewichtigsten Tragikomiker der Epoche, den legitimen Nachfolger Viktor Arnolds im ehemaligen Reinhardt-Ensemble, den gleichrangigen Fachkollegen des Franzosen Raimu. Gleichwohl möchte man die Genauigkeit solcher Etikettierungen bezweifeln. Max Pallenberg füllte zwar manche tragikomische Rolle. Aber sein Volumen und sein spezifisches Profil überragten das „Fach“, überspielten dessen Grenzen. Eine „Fachbesetzung“ war weder der Komiker Max Pallenberg noch der Tragiker. Ebenso repräsentativ war mit ihm die Tragödie zu besetzen wie der Schwank. Zuletzt, in Salzburg, in Reinhardts Festspiel-Inszenierung, war er Goethes Mephisto. Zuerst, in Wien, triumphierte er im „Fidelen Bauer“, in der Operette des Leo Fall. Hätte er ein Engagement gesucht an einem der damaligen Hof-, Staats- oder Stadttheater: er hätte erfahren, daß man ihn, den gereiften Pallenberg, nicht brauchen konnte. Dort wurde — und nicht selten wird auch heute — engagiert für Ressorts, für Rollenfächer. Die Schauspieler heißen denn auch „Vertreter“ ihres „Fachs“. Im Budget sind die Gagen verzeichnet für den „Schweren Helden“, den „Heldenvater“, den „jugendlichen Helden“, für die „Heroine“, die „Sentimentale“, die „Komische Alte“, die „Salondame“, für den „Charakterdarsteller“, den „Bonvivant“, den „Père noble“, den „jugendlichen Liebhaber“, den „Ersten Komiker“. Beim Theateragenten sind sie vorrätig, die Fachvertreter, eingeordnet in Fächern, in Schubfächern, in den Fächern der Regale und der Kartotheken. Im Ensemble aber verteidigt der Fachvertreter die Barrieren seines Fachs energisch gegen jeden eindringenden oder eingeschobenen Kollegen vom Nachbarfach. Nirgends dort, in keinem Schema, wäre Max Pallenberg unterzubringen gewesen.

Bei Max Reinhardt freilich, beim unabhängigen Leiter seiner Privatbühne — am Deutschen Theater in Berlin — war die Individualbesetzung ein wesentliches Element seines Systems. Nahezu jeder Reinhardt-Schauspieler war gleichsam ein All-round-Darsteller. Nicht ins „Fach“ sollte er passen, sondern in die Konturen von Menschen, die vom Autor als Individualitäten, nicht jedoch in genormten Dimensionen erschaffen sind. Auf die Identität der gestaltenden Persönlichkeit mit dem Geschöpf des Dramatikers kam es an. Die ideale Besetzung — der allerdings wie in jeder echten Kunstgestaltung am Theater nicht gerade häufige, auf hundert oder zweihundert Bühnen nicht mögliche Glücksfall — die

Kongruenz der Rolle mit deren Gestalter bleibt unerreicht oder doch problematisch, wenn die darzustellende Gestalt reduziert wird ins Konfektionsmaß einer Gattung, oder wenn deren „Vertreter“ seine individuelle Wesenheit verbiegen — sich „verstellen“ — muß, um wenigstens eine Ähnlichkeit mit der zu formenden Figur vorzutäuschen.

Es war Reinhardts Gesetz, nicht „Fachkräfte“ zu sammeln, sondern ein Ensemble zu kultivieren aus Persönlichkeiten, im Schauspieler die ihm eigentümliche Wesenheit erst zu lockern, dann zu potenzieren. Bassermanns Othello entstammte wohl und sehr nachweisbar der Shakespearewelt. Dennoch war dieser „Mohr von Venedig“ genau in Mannheim geboren und blieb Mannheimer bis zum letzten Vorhang. Max Pallenberg blieb der authentische Tscheche, der er von Geburt gewesen ist, in Hauptmanns „Biberpelz“, in Schönherrns „Weibsteufel“, im „Figaro“ des Beaumarchais, als Tobias Buntschuh (von Carl Hauptmann). Wahrscheinlich war Pallenberg überhaupt derjenige Schauspieler, der seine originale und originelle Individualität komplett und ohne Retusche in jede seiner Rollen einzupressen vermochte. Seine Molière-Figuren waren in jedem Sinn echte, unverwechselbare Pallenberg-Gestalten. Als er, lange vor seiner Berliner Zeit, auf der Operettenbühne des Theaters an der Wien den Klamottenkomiker machte, damals allerdings agierte er sehr diszipliniert (neben Louis Treumann und Mizzi Günther) im Fach eines Operettenkomikers. In jener Zeit mochte er kaum eine Disziplinarstrafe provozieren durch Übertretung der Bühnendisziplin, etwa durch Änderung des Rollentextes oder durch Einfügung eigener Extemporés. Später, bei Reinhardt, schien Pallenberg jedoch sämtliche Autorentexte in pallenbergische Extemporés übersetzt zu haben.

In Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind“, in Hauptmanns „Schluck und Jau“, in Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt“, in der „Schönen Helena“ dominierten — und besiegten auch die Bedenken der Dramaturgen — Pallenbergs Pallenbergiaden. Vor der Premiere des „Biberpelz“ erinnerte ihn mahnend Gerhart Hauptmann, daß er, nicht Pallenberg, der Autor sei. Nach der Aufführung — von neuen, aber längst präparierten Streichen seines Interpreten zwar überrumpelt, doch auch überzeugt — ließ sich es der Dichter nicht nehmen, Pallenberg zu gratulieren. Molières „Bürger als Edelmann“, „Der Geizige“, „Der eingebildete Kranke“ waren angekündigt in den Übertragungen von Ludwig Fulda. Pallenbergs genau funktionierender Instinkt fand indes hinter der deutschen Übersetzung den ursprünglichen Molière-Stil. Insbesondere sein Harpagon schien geradewegs herübergestiegen von der französischen Komödienbühne; wohl sprach er deutsche Worte, deutsche Sätze; ihr Tonfall jedoch, ihr Tempo und Temperament entstammten genau der Molièreschen Komposition. Das war klassisches französisches Theater auf der deutschen Bühne. Pallenbergs Meisterstücke — der „Brave Soldat Schwejk“, sein Topaze im „Großen ABC“ des Marcel Pagnol — waren geniale Gestaltungen nach den exakt von ihm empfundenen Intentionen der Autoren. Wenn er zuweilen in ganzen Szenen die Texte der Übersetzer ignorierte, dann war es der Effekt seiner geistigen und artistischen Souveränität.

Versucht man, ihn präziser zu kennzeichnen als die allemal zur Sortierung und Gruppierung neigenden Chronisten, so muß man wohl zunächst den virtuosen Komödianten Max Pallenberg nennen. Bezeichnet man ihn, der unentwegt im Stil der Commedia dell'arte zu spielen schien, als den potentiellen Stegreifspieler der deutschen Schaubühne, so ist es sicherlich die Aussage über ein wesentliches Stück seines Spezifikums. Sogleich aber wäre zu ergänzen, daß seine rasch populär gewordenen Wortspielereien, seine Äquilibristik, sein Jonglieren selbst mit klassischen Texten, in fanatischem Fleiß bis zur genauesten Präzision studiert und ausprobiert gewesen sind. Wenn er in Kadelburgs „Familie Schimek“ vor dem sich wälzenden Parkett an jedem der fünfzehnhundert Aufführungsabende hundertmal in hundertfacher Abwandlung die „Schimekischen“ parodierte, persiflierte, kauzig-boshaft karikierte, so wirkte dies fünfzehnhundertmal als Improvisation. In Wirklichkeit war es das Resultat einer systematischen Präzisionsarbeit; in Wahrheit war es in ungezählten Arbeitsstunden hartnäckig erarbeitet in den Wochen, oft Monaten der Vorbereitung. Pallenbergs phänomenale Technik, seine Virtuosität mochten bisweilen den kritischen Beschauer irritieren. Man runzelte die Stirn und fragte, ob er denn mehr sei als nur ein brillanter Techniker, ein brillierender Virtuose. Ja, er ist mehr gewesen; das mag heute, zwei Jahrzehnte nach seinem Tod, aus weiter zeitlicher Distanz abermals bestätigt werden. Er sang, nein: er flüsterte im Berliner Großen Schauspielhaus vor dreitausend faszinierten Menschen das Bachstelzenlied im „Mikado“. Neben dem massiven Paul Wegener stand er in Ibsens „John Gabriel Borkman“: ein leises, schüchternes Menschlein. Beidemale, in geradezu polarer Gegensätzlichkeit der Gestaltungen — und oft noch, etwa in Georg Kaisers „Von morgens bis mitternachts“, in Pirandellos „Sechs Personen suchen einen Autor“ — war die unentrinnbare Wirkung: die Erschütterung. Da hatte es sich erwiesen, daß Max Pallenberg in der Tat mehr war als ein Wortjongleur, daß er ein Gestalter war von Menschen und von Schicksalen.

Hüten Sie sich vor der Erforschung des Übermenschlichen. Sie führt zu einer unterschiedlosen Verachtung des Menschlichen. Dem gewöhnlichen Menschen sind Pferde, Hunde und Katzen bloß Spezies, die außerhalb des Sittengesetzes stehen. Nun denn: den Übermenschen sind Männer und Weiber auch nur Spezies, die ebenso außerhalb des Sittengesetzes stehen.

G. B. Shaw „Mensch und Übermensch“



## Erinnerungen an Gordon Craig

*Otto Frh. v. Taube gehört zu den ältesten Mitarbeitern der Deutschen Rundschau. Aus baltischem Adelsgeschlecht stammend, fand er bald eine dauernde Heimat in Deutschland. Durch seine umfangreiche Lebensarbeit, die in seinen Erzählungen eine ausgesprochene Eigenart verrät, seine ausgezeichneten historischen Arbeiten, seine Lyrik und seine umfangreiche Tätigkeit als feinsinniger Übersetzer ist er weitesten Kreisen bekannt geworden. Die absolute Lauterkeit seines Wesens, sein Christentum der Tat, sein ausgeprägtes soziales Verantwortungsgefühl, seine Wahrheitsliebe, seine umfassende Bildung und seine liebenswerte Natur haben ihm einen großen Freundeskreis erworben. Die Deutsche Rundschau wird ihm niemals vergessen, daß er in einer Zeit, als die Mitarbeit an unserer Zeitschrift in den Augen der braunen Machthaber schwer kompromittierend war, der Deutschen Rundschau und ihrem Herausgeber die Treue und Freundschaft gehalten hat.*

*Wir begrüßen es, zu seinem 75. Geburtstag am 21. Juni d. J. Erinnerungen aus seinem Leben veröffentlichen zu können.*

Im Frühjahr 1954 hörte ich einen Vortrag des französischen Mimen *Soubeyran* über seine Kunst, wobei er unter ihren Erneuerern nach dem langen Verschüttetsein im vorigen Jahrhundert auch *Gordon Craig* nannte. Und da erweckte er in mir die Erinnerung an ihn und an die befruchtenden Gespräche, die ich einst mit ihm hatte — nur wenige, aber intensive. Seine Gestalt erstand vor mir aufs neue in ihrer ganzen Helligkeit und suggestiven, vom üblichen Engländerwesen so abweichenden Leidenschaftlichkeit.

Den Namen *Gordon Craigs* hatte ich 1904 oft neunen hören im Kreise meiner Londoner Freunde *Archibald G. B. Russell* und *Eric R. D. MacLagan*<sup>1)</sup>. Sie schienen beide ihn persönlich zu kennen und in ihm einen Mann zu schätzen, der Eingerostetes und Festgefahrenes, davon es im viktorianischen England allerlei gab, wegräumen, entsteifen und durch Lebendiges ersetzen werde. In jenem Kreise war vielfach die Rede von einer keltischen Wiedergeburt, die den Panzer des Angelsachsentums auflockern möge; *Yeats* wurde als ihr vornehmster Vertreter genannt. *Eric MacLagan*, schon dem Namen nach als von schottischer Herkunft kenntlich, verleugnete seine keltische Abstammung nicht; mir ist, auch *Craig*

<sup>1)</sup> A. G. B. Russell, Blake-Forscher und Herausgeber von Werken *William Blakes* (1757—1827), nachmals King of arms; E. R. D. MacLagan, Kunsthistoriker, zeitweise Direktor der Kunstsammlungen des South Kensington Museums, gestorben während des vorigen Jahrzehnts als Sir *Eric MacLagan*. Beide hervorgegangen aus dem Christ Church College in Oxford und befreundet mit *Rudolf Kassner* und *Hermann Keyserling*, durch die ich sie kennenlernte.

wurde dem Keltentum zugerechnet. Sonst erfuhr ich nur, er sei der Sohn der Schauspielerin Ellen Terry, bekümmere sich um die Inszenierungskunst und sei Maler; auf einer Kunstausstellung in Ryder-Street sah ich einige kleine Skizzen für Bühnenbilder von ihm, die mich durch ihre reizvollen Farbenverteilungen ansprachen.

Meine Freunde waren unzufrieden mit dem englischen Theater; als ich den Hamlet, aufgeführt von Beerbohm Tree und seiner Truppe, sehen wollte, sagte Maclagan, der aus eigener Anschauung Deutschland kannte, ich solle doch Shakespeare nicht in England sehen; in Deutschland sähe ich ihn besser. Hingegen billigten sie oft die Aufführungsversuche von Dilettanten. Der Hamlet von Beerbohm Tree war wirklich Kitsch, doch eine Dilettantenaufführung vom Hippolytos des Euripides war ergreifend; auch hieran ward das Verdienst dem erwachten Keltentum zugeschrieben; die Chöre waren den irischen Volkschören nachgebildet, wie sie auf ihrer Insel damals noch vorgetragen wurden; halbgesungene Sprechchöre waren es, liturgisch wirkend.

Im Spätsommer desselben Jahres, das einzige Mal, daß Graf Harry Kessler mich in Weimar auf eine Abendgesellschaft in sein Haus eingeladen hatte, erblickte ich unter den Gästen einen blonden Hünen mit strahlenden Augen und lebhaften, ein wenig schweren Bewegungen. Es war Gordon Craig; ich redete ihn, nachdem ich mich ihm hatte vorstellen lassen, sofort auf London und meine dortigen Freunde an. Er ging darauf ein, herzlich, ohne alle englische Formalität und Steifheit. Wir wechselten nur wenige Worte, doch ward mir, wir seien miteinander wirklich bekannt.

Es dauerte aber noch zweieinhalb Jahre, bis ich ihn wiedersah. Ich hatte mich zum Studium der Kunstgeschichte an der Berliner Universität immatrikulieren lassen. Dort schickte der mir aus Weimar bekannte Maler und Musiker Ernst v. Flotow einen Mr. Magnus mir zu, einen Amerikaner; Magnus hatte ein Buch über Craig geschrieben; Flotow meinte, ich, der ich William Blake ins Deutsche übersetzt habe, könne das auch mit dem Buche seines Freundes Magnus versuchen. Ich war bereit, obgleich ich das Buch mäßig fand, in vielem sogar, besonders was die technischen Ausdrücke betraf, falsch; doch mag ich unrecht gehabt haben, indem ich mich allzusehr an die Terminologie von Blake hielt, außerdem nicht in Betracht zog, daß englische Ausdrücke oft etwas ganz anderes meinen, als wir im Deutschen vermuten können. Magnus berief sich darauf, er habe sich genau daran gehalten, was Craig ihm persönlich mitgeteilt habe, während ich den Amerikaner im Verdacht hatte, er habe mangels Kenntnissen Craig nur mißverstanden.

So sagten wir einander nicht zu; ich übersetzte zwar das Buch, doch machte ich keine Versuche, es zu veröffentlichen; die Sorge dafür überließ ich Mr. Magnus; der aber erreichte nichts. Wichtig jedoch ward mir die Bekanntschaft mit ihm dadurch, daß er mir mitteilte, Craig habe sich schon seit langem in Berlin niedergelassen — er schien am englischen Theater verzweifelt zu haben — und daß er mir vorschlug, mich zu ihm mitzunehmen, damit ich selbst Craigs Ansichten hörte und mich bei meiner Übersetzung nach ihnen richtete.

So kam es zu meinem ersten Besuche in Craigs Atelier; dem folgten andere. Das erste Mal war Mr. Magnus zugegen; es wurde nicht viel über sein Buch gesprochen. Bei meinen späteren Besuchen traf ich, soweit ich mich erinnere, Craig auch allein. Wir waren beinahe Nachbarn. Ich hatte mein Studentenzimmer am Holsteinischen Ufer, er sein Atelier nicht weit von mir, ebenfalls im sogenannten „Hansaviertel“. Hier war es, wo ich schon gleich beim ersten Male die Zaubermacht der Marionette kennenlernte. Craig besaß den oberen Teil einer solchen, die eine Frau in Lebensgröße abbildete; er hatte sie in mattes Resedagrün gekleidet und auf einen dunkel drapierten Sockel gestellt; sie wirkte, wenn in Ruhe, wie eine lebensgroße aus Holz geschnittene Büste. Aber nun setzte Craig sie in Bewegung, vielmehr, da sie auf dem Sockel blieb, nur ihre Arme und ihren Kopf, und erreichte dadurch bei der hölzernen Puppe einen Ausdruck, einen so ergreifenden, wie ich ihn — wirklich — noch bei keinem Menschen von Fleisch und Blut habe wahrnehmen können. Er ergriff, weil er nichts Willkürliches an sich hatte; es war, als drückte die Gestalt etwas aus, das Wesen sei, unter dessen unabwendbarem, schicksalsmäßigem Zwange sie sich bewege — handle und leide.

Craig ließ — trotz Reinhardt, mit dem er vielfach zusammenwirkte — auch an deutschen Aufführungen kein gutes Haar. Es gebe außer der Duse, die er tief verehrte, keine Schauspieler, wie sie sein sollten und wie jene Marionette es wäre. Nur die Duse drücke Wesen, drücke Seele aus; alle übrigen machten falsche Bewegungen und Gebärden, die dem, was das Innere fordere, widersprächen. Man müsse, verlangte er, die Schauspieler auf der Bühne durch unüberschreitbare Abgründe oder Schranken — die das Publikum natürlich nicht wahrnehmen dürfe — von der übrigen Bühne scheiden und auf dem Fleck festbannen; dann wären sie genötigt, auf alle überflüssigen Bewegungen zu verzichten, und darauf angewiesen, ihr Inneres hinauszuspielen.

Ein anderes, das Craig mir offenbarte, war, was ich „die Geburt des Dramas aus dem Geiste der Örtlichkeit“ nannte in Anlehnung an Nietzsches Wendung von der „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“; es war das Drama, gezeugt vom Genius loci. Diese Möglichkeit ging mir namentlich auf, als Craig mir eine von ihm entworfene Szene vorlegte, die nichts als eine breite bühneneinnehmende Treppe zeigte; diese fand sich wiederholt auf vielen Bildern, deren jedes sie in anderer Beleuchtung erscheinen ließ. Craig schilderte, wie Volksmassen sich diese Treppe hinauf- oder herunterwälzen müßten, Einzelpersonen auf ihr auftreten; man sah das vor Augen, wenn er davon sprach. Und nun rief er aus: „Für diese Treppe muß Hofmannsthal mir ein Stück schreiben!“ Das war ein Ausruf, der überzeugte. Craig sprach auch von der Inszenierung von Ibsens „Rosmersholm“, in welchem die Duse spielen werde; es befremdete mich anfangs, wie er bei diesem nordischen Stücke so ganz von nordischen Landschaftsrequisiten absah und von Zypressen redete; doch schließlich begriff ich: er wollte Seelenlandschaft geben. So wollte er auch bei der Inszenierung von Shaws „Cäsar und Kleopatra“ die seelische Situation der Ägypter beim Nahen der Römer zum Ausdruck bringen; sie müßten sich wie in einer ausweglosen Mausefalle ängstigen;



daher müsse die Bühne durch Gitterstäbe wie ein Käfig aussehen, in welchem die Menschen verzweifelt hin- und herliefen, ohne hinauszufinden.

Man kann sich denken, wie mein junges, leicht zu begeisterndes Gemüt von der Macht des großen Blondens, der alle seine Ansichten mit ungemeiner Wucht aussprach, beeinflußt werden mußte. Ich befand mich in der Periode dramatischer Versuche. Jetzt entstanden, dicht nacheinander, zwei Szenen (im Bande „Gedichte und Szenen“, Inselverlag, Leipzig 1908). „Vor dem Tore“ ward ein dramatisches Gedicht ganz aus dem Geiste des Schauplatzes: es entwickelt sich aus dem Nicht-Zurückkönnen, nachdem ein Tor hinter einem zugeschlagen ist, und die einmal gegebene Gelegenheit ungenutzt geblieben; hinter dem Tor im Inneren der Burg bleibt nur Raum für die Resignation, vor dem Tore, draußen im verschneiten Felde, nur das Vorwärtsstürmen hinter dem Ideale. Das andere dramatische Gedicht, das ich damals verfaßte, „Die Puppe“, war Huldigung vor der Macht der Marionette; anders läßt es sich in seiner Vieldeutigkeit ebensowenig erklären, wie sich das Wunder der Marionette erklären läßt.

Ich glaube, auch später, als ich eigene dramatische Versuche aufgab, doch Dramen — Calderon — für die deutsche Bühne bearbeitete, habe ich unwillkürlich unter Craigs Einfluß gearbeitet. Hat doch ein sehr gedankenreicher Regisseur mir gesagt, daß die von mir angewandten Worte bei meiner Bearbeitung des „Schulzen von Zalamea“ den Schauspieler nötigten, nicht nur in bestimmter Weise zu atmen, sondern auch ganz bestimmte Körperbewegungen zu machen: die zu den Worten und der dramatischen Lage natürlich passenden Bewegungen. Ich weiß nicht, ob das nun auch bei meinen anderen Bearbeitungen Calderonscher Schauspiele zutrifft; soweit es aber zutrifft, kann ich es nur Craig verdanken, der mich die Macht und den Wert der Mimik an seiner Marionette lehrte. Jedenfalls sehe ich bei jeder Szene, die ich gestalte, die auftretenden Personen vor mir in Bewegung und lasse mich von diesem Sehen weit mehr leiten als etwa von der Überlegung und dem Ohr.

Und noch eines lernte ich von Craig; das Mißtrauen gegenüber dem Theater, seinerzeit auch gegenüber dem Reinhardtschen, wiewohl ich dessen Aufführungen immer interessant und anregend, bisweilen sogar bedeutend fand; aber niemals vollendet, trotz der Mitwirkung einiger vollendeter Künstlerinnen (Frau Eysoldt, Tilla Durieux). Immerhin habe ich manchmal auch vollendete Aufführungen gesehen, nicht nur durch Marionetten. Craig meinte, die Schauspieler töteten die Schauspiele.

Bald darauf geriet Craig in den Bann der Isadora Duncan — etwas mir Unbegreifliches! Die Dame mochte treffliche Theorien haben und ein trefflicher Mensch sein, doch ihre Tänze nach griechischen Vasenbildern wurden mit einer Disgrazie aufgeführt, die ich nur als „roh“ bezeichnen konnte. Craig verfaßte ein geradezu hymnisches Buch über sie. Das trieb mir den Mut aus, ihm wieder zu begegnen. Mir war es, der Prophet lebendigen und echten Theaters sei gleich dem biblischen Propheten Bileam zu falschen Göttern abgefallen.

## Theodor Däubler, der große Rhapsode

Jede ernsthafte Darstellung ist eine Art von Nachstellung; aber wir werden den Voranstürmenden kaum einholen, wenn wir ihm auch auf den Fersen bleiben und meinen, wir würden schließlich seiner habhaft werden. Vielmehr müssen wir unsere ganze Hoffnung darauf beschränken, daß der Voranstürmende plötzlich innehalte, sein Antlitz uns zukehre und sein innerstes Wesen offenbare.

Wenn ich an meine Begegnungen mit Theodor Däubler zurückdenke, will es mir scheinen, als sei ich damals Zeuge eines so plötzlichen Innehaltens und Auf-mich-Zukehrens gewesen, daß ich es an der Zeit finde, darüber zu reden. Dabei fühlte ich mich weder gedrängt noch berechtigt, seinem gewaltigen Werk „Das Nordlicht“ den versagten Platz im abendländischen Geistesbild zuzuweisen. Was mich vielmehr an Däubler von Anfang an faszinierte, mochte damals viele andere ebenso fasziniert haben. Es war seine Gestalt und ihr moderner Zuschnitt eines altertümlichen Rhapsoden. Das törichte Wort einer sonst sehr klugen Frau, man könne doch nicht tausend Jahre alt werden, um sich durch die 33 000 Verse des „Nordlichts“ hindurchzuarbeiten, blieb zwar ohne Eindruck auf mich, obwohl es genau die allgemeine literarische Meinung über dieses Kunstwerk ausdrückte. Zwar wurde der Dichter bei Lebzeiten geachtet; aber diese Achtung galt, wie gesagt, weniger seinem Werk als seiner eindrucksvollen äußeren Erscheinung und seinem Mut, sich als Rhapsode in einer Umwelt zu bewegen, die sich mehr und mehr in einen gesellschaftlichen und geistigen Rummelplatz verwandelte. So wurde denn von großen zeitgenössischen Künstlern seine Erscheinung nicht übersehen: Dix und Viegener deuteten sie mit dem Pinsel, Barlach hielt sie in einer Holz-



plastik fest, und Gulbransson zollte ihr auf olympisch heitere Weise seinen karikaturistischen Tribut. Den rechten Maßstab aber, um ihn an Däublers Werk und Persönlichkeit anzulegen, besaß Carl Schmitt, der bereits im Jahre 1916 in drei hervorragenden Studien über das „Nordlicht“ diesem Werke den höchsten Rang zuerkannte. Bis heute sind Schmitts Kommentare von keinem späteren Kommentator an geistigem Spürsinn, an Tiefenschau und prägnanter Formulierung übertroffen worden. Als gar zu Beginn der zwanziger Jahre der Insel-Verlag das Gesamtwerk des Dichters übernahm, war die Hoffnung berechtigt, daß nach dem Abklingen des Expressionismus, der in Däubler seinen stärksten Anreger und Erfüller gefunden hatte, von diesem Forum aus mit der sorgfältigen Pflege der Schriften dieses Dichters begonnen werden könne.

All diese günstigen Vorzeichen haben schmählich getrogen, so daß man auch mancherlei Ehrungen, die Däubler bei Lebzeiten zuteil wurden, nicht ernst nehmen und nur als Mißverständnisse ansehen kann. Die Verleihung des Erlöserordens durch den griechischen Staat mochte von allen Ehrungen noch die unmißverständlichste gewesen sein, weil Däublers Geist bis zuletzt in Griechenland seine glücklichste Zuflucht fand. Wie aber hätte sich durch eine Bestätigung von außen das entscheidende Hemmnis, das einer umfassenden echten Wirkung im Wege stand, beseitigen lassen können? Es bestand darin, daß dem Dichter die andere, aus dem Zentrum des deutschen Sprachraums kommende Bestätigung verweigert wurde. Seine abendländische Botschaft, die er unserer Epoche brachte, nahm man ihm nicht ab.

Im Jahre 1919 hörte ich Däubler zum ersten Male in einem Dresdner Gymnasium aus seinen Dichtungen lesen. Will Grohmann führte ihn damals ein und münzte mit Fug und Recht Lessings Epigramm auf Klopstock, „wir wollen weniger erhoben, doch fleißiger gelesen sein“, auf Theodor Däubler und sein Werk um. Der Vortrag des Dichters hatte mich, den Siebzehnjährigen, völlig verzaubert. Da saß nun dieser gewaltige Wortschöpfer vor mir mit einer nicht minder gewaltigen Orgel in der Brust, in seinen Zügen und Gebärden an Gottvaterdarstellungen alter Maler und Bildhauer erinnernd. Allerdings wurde die anfängliche Vorstellung bald durch eine andere überholt: Pan war es, der alte Hirten-gott der Griechen, der sich im Kostüm unserer Zeit hier eingefunden hatte und sich noch einmal seine Schöpfung vorsang. Sie im Wort mit besonderem Leben zu erfüllen, standen ihm ungeahnte Mittel zu Gebote; es schien, als förderte er den ganzen Erdball ans Licht seiner Dichtung und hielt ihn vor uns hin in geistigen Händen. Dabei gab es viel Überraschendes, Peinvolles, Bestürzendes und Bedrohliches, aber ebenso Heiteres, Tröstliches, Beschwichtigendes, Elegisches und zärtlich Gestammeltes. Neben souverän gemeisterten Sonetten tauchten unvermittelt Versgebilde auf, die sich mit nichts, was ich in der Dichtung kannte, hätten vergleichen lassen, so neu und rebellisch nahmen sie sich aus. Mit welch jugendlichem Jubel, der sich von vokalfrohen Alliterationen bis zum Sprachrausch steigerte, Däubler sein Wort auf den Weg zu uns schickte, werde ich nie vergessen. Wenn ich heute still für mich seine Gedichte „Inder“, „Die Efeuranke“, „Die Droschke“, „Schwäbische Madonna“



und das schönste deutsche Schneegedicht lese, habe ich immer noch die unverwechselbare Klangfarbe seines modulationsfähigen Organs im Ohr.

Fast hätte es an diesem Abend eine entsetzliche Panne gegeben. Bei einer jener Visionen, die in einem Bilderwirbel vorüberbrausten und in denen sich die Sprache des Dichters barbarisch wild auf die Hörer stürzte, fingen im Saal einige Schüler laut an zu kichern. Diese plötzliche Störung brachte mich in eine üble Lage, denn ich begann auf einmal gräßlich zu schwitzen und hielt mein hochrotes Gesicht aus Scham über die Dreistigkeit der Altersgenossen tief gesenkt. Vielleicht wagte ich auch deshalb den lesenden Dichter nicht mehr anzuschauen, weil ich der Blitze gewärtig war, die dieser hochfrequente verkappte Gott in seinem Zorn bündelweise auf unsere Häupter hätte schleudern können. Ich atmete erst wieder auf, als Däubler nach beendeter Vorlesung abtrat und dankende Hände sich ihm entgegenstreckten. Wie Gulliver unter den Zwergen nahm er sich aus, als er unerschüttelt und gelassen durch unsere Reihen ging. Da und dort streifte einen der Unseren voll Nachsicht sein Blick, als hielte er uns nicht einmal seines Zornes für wert.

Seitdem begegnete ich dem Dichter häufig in den Straßen der Stadt und auf Spaziergängen in ihrer Umgebung. Auch besaß ich seitdem sein „Sternenkind“, eine klug zusammengestellte Auswahl seiner Gedichte, und rang mit manchen Leseschwierigkeiten. Mit Lehrern mochte ich mich deswegen nicht verständigen. Sie kannten ihn nicht und hätten sich höchstens gewundert, daß dieser Mann mit einem so würdigen Vollbart wie Storm und Raabe sich nicht auch so faßlicher literarischer Formen bediente wie diese beiden. Durch meine Erfahrung am Leseabend im Gymnasium klüger geworden, zweifelte ich nicht daran, daß auch anderswo die Reaktion auf diesen Rufer in der geistigen Wüste ähnlich sein würde wie bei meinen Altersgenossen. Nur daß ich damals noch an einen späteren entscheidenden Sieg dieses Wortgiganten glaubte, der Felsblock um Felsblock herbeischleppte, es mit den Göttern der Zeit aufzunehmen. Aber statt mit Göttern hatte er es nur mit Götteratrappen zu tun, die den vermeintlichen Olymp besetzten. Unter diese hatten sich da und dort ein paar Spötter verteilt, mit denen es sich nicht gelohnt hätte, ernsthaft zu rechten.

Nach einer eindrucksvollen Vorlesung, die Däubler in einem Dresdener Privathause hielt, lernte ich den Dichter persönlich kennen und kam mit ihm in ein erstes Gespräch. Offenbar hatte er sich während seines Vortrags sehr verausgabt, daß er sich so unauffällig, wie es bei seiner Erscheinung möglich war, im Hintergrund einer zahlreichen geladenen Gesellschaft hielt, die sich auf den zweiten Teil des Abends vorbereitete und zwanglos um die Tische gruppierte. Sie hatte lange genug dem Dichter zugehört und spitzte sich nun darauf, sich endlich wieder selber zu hören. Mancher hatte aus dem Vortrag allerlei Gedankenabfälle herausgeklaut und sie wie ein Skarabäus zu einer Pille zusammengedreht, die er zwischen Tee und Brötchen geschickt ins Gespräch zu werfen gedachte. Aber bevor es soweit war und Däubler als großartiger Tafelaufsatz zur Zierde des gastlichen Hauses in die Mitte gerückt wurde, wandte er sich

an mich mit einem fragenden Unterton in der Stimme, der mich besorgt aufhorchen ließ. Dabei sollte es gewiß nur eine Feststellung sein, als er sagte: „Es hat Ihnen also gefallen!“ Wie glockenrein sein Organ auch bei dieser beiläufigen Bemerkung den a-Vokal alliterierte, entging mir nicht. Ich hatte manchen Dichter in der Zwischenzeit kennengelernt, der sich, in Ermangelung angeborener Würde, bei solchen Gelegenheiten wohlweislich vor jeder feierlichen Attitüde hüten mußte und nun eine gegenteilige Haltung riskierte, indem er seine Worte dem Gassenvokabular entlehnte und einen Kreis gebildeter, ihm gewogener Menschen mit einer angeheiterten Stammtischrunde verwechselte. Mit manch köstlichem Körnchen attischen Salzes pflegte Däubler gesellige Stunden zu würzen. Nie büßte er an Niveau und Würde ein, auch wenn er sich zuweilen in einem saloppen Aufzug präsentierte, weil diese Würde eben nicht gesucht, sondern angeboren war.

Der zweite Teil dieses Abends wurde übrigens nicht sehr ergiebig. Außer Friedrich Schnack waren keine ernsthaften Gesprächspartner anwesend, die Däubler zu weiteren Aufschlüssen über sein Werk hätten anregen können. An den Ausführungen eines Psychologen, der als gescheiter Mann galt, war Däubler, für den die Welt in mythischen Angeln hing, herzlich wenig interessiert. In solchen Fällen blieb er taub und wortkarg und pflegte sich bei der ersten schicklichen Gelegenheit zu verabschieden. So auch an diesem Abend. Als ich ihn beim Aufbruch nach seinen Reiseplänen fragte, sagte er wörtlich: „Morgen vormittag fahre ich zur Vorlesung nach Paderborn!“ Wieder war es eine anspruchslose Bemerkung, die keiner Erwähnung wert gewesen wäre, wenn sie nicht in Däublers Mund durch ihre a- und o-Vokale wie ein Sprachgeläut geklungen hätte. So spann sich dieser große Rhapsode um und um in Sprache ein, immer gewärtig, sich zu etwas Großem in ihr zu verpuppen.

Als Theodor Däubler im Mai des Jahres 1932 die deutsche Delegation zum Weltkongreß des PEN-Clubs nach Budapest führte, war er bereits ein vom Tode gezeichneter Mann. In einem aussichtslosen Abwehrkampf gegen zwei Krankheitsfronten — er litt an Tuberkulose und Diabetes — verbrauchte er seine Kräfte zusehends. Auch mochte er ahnen, daß dieser Kongreß für ihn der letzte und für uns andere auf lange Zeit der letzte sein würde. Obwohl er sich über sein baldiges Ende im klaren war und die Sorge um das Schicksal seines Werkes ihn drückte, raffte er in diesen acht Tagen seine Kräfte zusammen und entledigte sich der vorwiegend repräsentativen Aufgaben auf vorbildliche Weise.

Während der Kongreßtage hatte ich mit ihm und seinem treuen Freunde Max Sidow ein Treffen vereinbart. Es tat Däubler gut, auf einige Stunden dem Wirbel der Veranstaltungen entzogen zu sein und auf der Margarethen-Insel, die von der Donau umflossen wird, das Mittagmahl still in einem kleinen Restaurant einzunehmen. Die Insel flora war von seltener Üppigkeit und wurde offenbar durch die heißen Schwefelquellen getrieben, das Grün der Rasenflächen tiefer zu sättigen, die Leuchtkraft der Blumen aufs äußerste zu steigern und ihren Düften tropische Heftigkeit zu verleihen. Die stärkste Wirkung des vulkanischen Bodens mochten

die Bäume verspürt haben. Es waren durchweg kerngesunde und prächtige Vertreter ihrer Gattung, wahre Baumpatriarchen, in deren Schatten wir uns niederließen.

Bei unserem Gespräch kamen wir bald ins rechte Fahrwasser, als ich von meinem Erlebnis in Agrigent berichtete, wo mir mit einem Schlag beim Anblick des Tempeltals die Augen aufgetan wurden und alles, was ziemlich verkapselt als Bildungsgut in mir ruhte, aufs schönste zum Leben erwachte. Dieses entscheidende Erlebnis wäre aber ohne das anschließende, die Besteigung des Ätna, unvollständig geblieben, weil ihm sozusagen der Unterbau gefehlt hätte. Die typhonische Macht gehört unabdingbar zur Hierarchie in der Schöpfung. Ohne sie zerfiel das Leben durch Spannungslosigkeit. Ohne sie zerstäubten auch die Götter in Nichts. Däubler griff sogleich das Thema auf und lenkte es auf ein benachbartes Gleis. Er sprach davon, auf welche Weise die Hierarchie sich gegen künftige, sie gefährdende Mächte zu sichern gedachte. Die Götter hatten vor undenklichen Zeiten ihre Heimatinseln verlassen und waren als Regenten in die griechische Polis eingezogen, um sie zu durchwalten. Doch fühlten sie sich wahrscheinlich nicht ganz heimisch in ihr und schienen damit zu rechnen, eines Tages wieder aus ihr vertrieben zu werden. Darum ließen sie sich den Weg, woher sie gekommen waren, als Fluchtweg offen und gaben ihr altes Heimrecht auf den Inseln nicht auf. Kypros blieb der Aphrodite, Delos des Apoll und der Artemis, Rhodos des Helios Zuflucht. Sie blieben so lange die Herrschenden da wie dort, bis der alles überstrahlende Solitär aus Juda kam und sie blendete. Nun wurde ihnen in einer Stadt nach der andern die Herrschaft abgenommen. Sie zogen sich auf ihre Inseln zurück und genossen dort wie exilierte Könige eine stille provinzielle Verehrung. Aber die ursprünglich so mächtigen Schutzherren des Lebens waren zu Schutzbefohlenen herabgesunken, die durch die kultische Treue der letzten Heiden ein heimliches Dasein fristeten.

Während Däubler das alles ausführte, drückten seine Züge, auf denen das Sonnengold des späten Nachmittags immer tiefer glänzte, die Wehmut des großen Götterverscheidens so lebendig aus, daß er selber einer der ihren zu sein schien, die, der rechtmäßigen strahlenden Folie beraubt, nun gebeugt und unerkant auf der Rückwanderung zu ihrer heimatgebieten- den Insel sind.

Als ich zwei Jahre später die Nachricht erhielt, daß Theodor Däubler am 15. Juni 1934 dahingegangen sei, meldete sich in mir eine ähnliche Stimme, wie sie zur Zeit des Tiberius von Schiffen bei der Insel Paxos gehört worden war: „Der große Pan ist tot!“ Wer aber jemals eine solche Kunde vernimmt, empfängt zugleich wie diese Schiffer den Auftrag, sie weiterzusagen. Der große Pan der deutschen Dichtung ging vor zwanzig Jahren dahin. Nicht aber seine Schöpfung, die sich nur ausruht und auf eine künftige Erweckung wartet. Wenn auch der Widerstand einer literarisch eingefuchsten, aber für tieferes Verstehen viel zu abgenutzten Mentalität zu erwarten ist, sollten sich doch diejenigen nicht davon abschrecken lassen, denen der letzte große Mythenbildner unseres Jahrhunderts selber zum Ararat ward. Wie sich aber seine äußere Gestalt kaum in die triste Männerkluft unserer Tage zwingen ließ, so wird sich



sein Werk kaum in einer der üblichen literarischen Sparten unterbringen lassen. Dieses Werk ist alles andere als ein roh gebliebener Torso. Es ist viel ausgewogener und proportionierter in der Anlage, als es für Kreuz- und Querleser den Anschein hat. Diese mögen vor mancher tumultanten Passage im „Nordlicht“ zurückschrecken, wo es auch sprachlich auf Biegen oder Brechen geht. Sie müssen erst einmal begreifen lernen, daß Däublers sprachliche Gewaltsamkeit „nur vollkommene Hingabe“ ist. Sonst werden sie nie über die erste Hürde ästhetischer Bedenken hinwegkommen.

Theodor Däubler

## HESPERIEN

Sowie die Sonne rot und sichtbar wird,  
So muß die Sonne sinken.  
Sowie die blaue Nacht dem Tal entschwirrt,  
Beginnen Berge streng zu blinken.  
Umwolkte Höhen winken.  
Die Bauernpferde werden rasch geschirrt,  
Die weißen Ziegen sammelt flink der Hirt,  
Die Sonne wird ertrinken.  
Die Herden fliehen mit dem letzten Leuchten,  
Sie scheinen eine Flucht von Gold,  
Das plötzlich in die Schluchten rollt.  
Nun kann das Meer den Sonnenball befeuchten:  
Wie Nebel sich im Nu entrollt!  
Auf allen Feldern wird davongetrollt.  
Es ist, als ob die Dünste Mensch und Pferd verscheuchten,  
Doch kann der Bauern Heimritt bald ein Kriegszug deuchten.

Von allen Äckern trabt man fort.  
Hoch oben liegt der alte Ort.  
Das staubt bereits in langen Windungen bergan:  
Im schwarzen Mantel mit der Flinte jeder Mann.  
Auch Eseltreiber laufen dort.  
Die Reiter wechseln kaum ein Wort.  
Verhüllte Frauen bringt ein prächtiges Gespann:  
Wie kommt es, daß noch keine ein Gespräch begann?  
In einem Wolkentrichter ist der Tag versunken,  
Die See berauschte sich an Purpurfunken,  
Die Berge brannten lichterloh:  
Jetzt rauscht, jetzt blitzt es irgendwo.  
Die Felsen sprühen unter tausend Reitern Funken,  
Violette Menschenschatten krümmen sich wie trunken:  
Die letzte Lichtsekunde floh.  
Ein großer Stern. Wie leicht, wie froh.

VENEDIG

Auf des Tages Abendschleppe  
Streut der Mond sein Lichtgeschmeid,  
Über ferner Alpentreppe  
Funkelt noch das Purpurkleid.

Doch ein Ruhestundenschleier  
Glitzert jetzt allein am Meer,  
Schwangespenster, Silberreihher  
Wimmeln, schwimmen rings umher.

Wie in einem Irisbecken  
Ruht der goldne Honigmond,  
Zarte Wolkenhände strecken  
Ihn empor, wo Sirius thront.

Viele ersterglimmte Lichter  
Nicken wieder schläfrig ein,  
Denn des Mondes Flor wird dichter,  
Alles, alles funkelt rein.

Da vor unserm Gondelbuge  
Rauscht ein weißer Fabelschwan,  
Rüstet er sich gar zum Fluge?  
Immer huscht er um den Kahn.

Kaum hält unser Fährmann inne,  
Taucht das Tier ins Meer hinab,  
Und in bleicher Silberrinne  
Biegst du um ein Marmorkap.

In den heimlichen Kanälen  
Ist der Schwan dann wieder da,  
Dicht umloht von Mondjuwelen  
Lenkt und leuchtet er beinah.

Seine weißen Flimmerglieder  
Sind viel zarter als ein Traum,  
Rings verliert er sein Gefieder,  
Oder ist es Gischt und Schaum?

# RUNDSCHAU

## **Saudi-Arabien unter neuem Herrscher**

König Saud, der im November v. J. nach dem Tode seines Vaters den Thron bestieg, hat sich eine wochenlange Abwesenheit von seinem Lande geleistet. Das Ausland war ihm nicht fremd. 1935 machte er eine ausgedehnte Europareise, 1937 vertrat er Ibn Saud bei der Krönung König Georgs V., 1946 bereiste er die arabischen Länder, Indien und die USA. Aber damals war er nicht Oberhaupt eines Staates, der anders als die in Europa bestehenden Monarchien völlig auf die Person des Herrschers zugeschnitten ist. Ibn Saud mußte demgegenüber ganz anders auf seiner Hut sein. Er wollte immer da sein, um zufassen zu können, und nur einmal ging er außer Landes, als er 1945 Präsident Roosevelt auf einem amerikanischen Kriegsschiff in den ägyptischen Gewässern traf. Der Unterschied zeigt nicht nur die verschiedene Denkungsart zwischen Vater und Sohn, sondern auch, welches Maß von Stabilität jener mit der Zeit seinem Reich zu geben verstanden hat. Gerade der Thronwechsel war ja eine Kraftprobe ersten Ranges, und daß alles gut ging (und bisher gut gegangen ist), war nicht selbstverständlich. Saudi-Arabien, der Name sagt es schon, ist eine persönliche Schöpfung Ibn Sauds, so sehr, daß sein ruhiges Fortbestehen nach dessen Tode eher unwahrscheinlich war. Das Reich konnte zerfallen, unter den Söhnen konnte es zu Thronstreitigkeiten kommen. Beides ist nicht eingetreten, und auch das ist noch eine staatsmännische Leistung des großen Verstorbenen. Er hatte diesem Ziel eine Arbeit von vielen Jahren gewidmet und damit vorgesorgt, soweit überhaupt Lebende für die Zeit nach ihrem Tode vorsorgen können.

Nach der arabischen Tradition gilt für die Nachfolge in der Herrschaft nicht ein einziges Prinzip, sondern es gibt deren mehrere, die sich durchdringen, aber auch widersprechen können: Dem Würdigsten soll der Würdigste folgen, und das bedeutet: der frömmste Mohammedaner, der tapferste Krieger, der Weiseste im Rat — und zwar all dies nach dem allgemeinen Urteil, womit ein plebiszitäres Element eingeführt ist, um in westlichen Begriffen zu reden. Zweitens ist maßgebend die Huldigung seitens der Notabeln. Drittens ist aber auch die Erblichkeit von Belang. Ibn Saud suchte alle drei Prinzipien zu koordinieren. Er wählte selbst seinen ältesten Sohn aus, den er für den Geeignetsten hielt und zu dem er, so sagt man, besonderes Vertrauen gefaßt hatte, seitdem er bei einem Attentatsversuch durch die kühne Geistesgegenwart des Emir Saud gerettet worden war. Er erweckte auch in anderen diese Überzeugung. Er verpflichtete seine vielen Söhne, sich ihrem ältesten Bruder unterzuordnen. (Nur einer soll sich geweigert haben.) Im Laufe der letzten Jahre ließ er ihm von den Notabeln huldigen, nachdem schon ein Dekret von 1933 Emir Saud zum „Waliye el aad“, d. h. zu einer Art von Thronfolger, gemacht hatte. Zur Ablegung des Treueides an den Erwählten kamen nach und nach die Stammeshäuptlinge, die Emire, die Bezirksgouverneure, die Mitglieder des königlichen Rates. Seitdem nahm Emir Saud an der Staatsführung stärkeren Anteil. In der Unterstützung des Vaters in der Regierung teilten sich die Söhne Saud und Feisal, die — das ist sehr wesentlich — offenbar miteinander auskommen, geographisch und sachlich in gewisse Aufgaben. Der Neschd, die Stämme,



das Öl waren Sauds Domäne, der Hedschas und damit die Heiligen Stätten diejenige Feisals. Dann erhielt Saud den Oberbefehl über die Truppen, was keine bloße Form blieb, sondern ihm Gelegenheit gab, zur Organisation der im wesentlichen für den inneren Gebrauch bestimmten Armee viel zu tun. Endlich wurde eine Art von Ministerrat geschaffen und Saud mit dessen Vorsitz betraut. Der Thronfolger hatte somit viele Fäden schon zu Lebzeiten in seiner Hand vereinigt. Er genügt übrigens auch dem islamischen Ideal des Kriegers, denn im Laufe seiner 54 Lebensjahre hatte er Gelegenheit, an einigen für die Einigung des Reiches wichtigen Waffentaten teilzunehmen: so schon mit 19 Jahren an der Schlacht bei Taraba gegen die rachiditischen Stämme, zehn Jahre später an der Schlacht von Sabla gegen die Ichwan-Rebellen.

Der Zusammenhalt der Stämme ist in dem Reich, in dem es noch kein Nationalgefühl, sondern nur Stammesbewußtsein gibt, das wichtigste innere Problem. Gewiß ist heutzutage mit den neuen Verkehrsmitteln die Überwachung leichter als ehemals, aber die Regierungskunst muß doch in der Hauptsache andere Wege gehen. Mit der Botmäßigkeit der Stämme steht ja unter anderem auch die Sicherheit der Verkehrswege selbst auf dem Spiel. Ein Mittel ist die ausgiebig geübte Subsidienwirtschaft. Das Öl verschaffte dafür die nötige Grundlage. Aber Loyalität läßt sich nicht (nur) erkaufen. Eine wohlüberlegte Heiratspolitik trat hinzu, die den König und seine sehr große Familie mit den Häuptern der Stämme verschwägte und ein Netz von persönlichen und familiären Beziehungen herstellte. Die Pflege dieser Beziehungen war eben auch eines der Felder, auf denen der Thronfolger sein Geschick erproben mußte. Er scheint für den Kontakt mit den Stämmen besonders geeignet zu sein. Er gilt überhaupt als weniger distanziert als sein Vater, den zahlreiche harte Erfahrungen mißtrauisch gemacht hatten. Daß er modernen Dingen gegenüber aufgeschlossener ist, ergibt sich aus seinem Alter und seiner vielfältigen Berührung mit dem Ausland. Er wird wohl nicht wie sein Vater nach den Methoden des Wüstenscheichs regieren, sondern als Bewunderer westlicher Verwaltungsmethoden manches reformieren. Die Anfänge einer zentralen Verwaltungsarbeit mit Ministerien unter Ibn Saud wurden in den letzten Monaten schon erweitert. Die Ministerien bekamen Richtlinien, und es wurde bestimmt, daß die Billigung jedes ministeriellen Projekts durch den Ministerrat vorausgehen müsse, bevor der Finanzminister Geld dafür hergebe. Aber auch der Ministerrat ist nur ein Werkzeug des Königs, der nach wie vor über alles und alle verfügen kann. Anzeichen dafür, daß sich dies ändert, bestehen nicht. Geblieben ist der mächtige und tüchtige Finanzminister Abdullah el Suleiman, der übrigens auch schon einmal in der Bundesrepublik war. Ein Beamtenkörper entsteht langsam. Den Kern bilden Araber aus anderen Ländern mit Verwaltungserfahrung, vor allem aus der britischen Mandatsverwaltung Palästinas. Mit der Zeit wachsen aus den Reihen der Landeskinder Kräfte nach. Es kommen ja von amerikanischen, britischen und auch französischen Hochschulen immer wieder neue Gruppen zurück, die westliche Anschauungen und Ansprüche mitbringen. Aber auch die Zehntausende, die von der großen Geldbringerin, der „ARAMCO“, beschäftigt und z. T. auf deren Kosten weitergebildet werden, bleiben nicht, was sie waren, sondern erheben Forderungen und sind Träger neuer Gedanken. Der Streik oder Streikversuch des Großteils dieser einheimischen Ölarbeiter kurz vor dem Tode Ibn Sauds, ein erstmaliger Vorgang im Lande, kündigte an, daß die Berührung mit dem geldspendenden amerikanischen Kapitalismus auf die Dauer ernste Wandlungen hervorrufen werde. König Saud scheint der rechte Mann zu sein, Maß und Tempo der notwendigen Änderungen zu bestimmen.

**Fidschi** Jedem, der den Buntfilm über die Königin-Reise gesehen hat, sind die Fidschi-Inseln ein lebendiger Begriff geworden. Aber doch eben nur als ein bunter Film. Vom Lebenskampf ihrer Bevölkerung und von ihrer Bedeutung innerhalb der pazifischen Welt ließ der Film kaum etwas ahnen. In dem wichtigen Abschnitt des Zweiten Weltkriegs, der sich im Stillen Ozean abspielte, erwies sich ihre erhebliche strategische Rolle. Suva, die Hauptstadt der Gruppe von über 300 Inseln, die sich vom 15. bis zum 22. Grad südlicher Breite zerstreut finden, ist Mittelpunkt der Oberverwaltung für eine Reihe britischer Kronkolonien und Protektorate der Südsee. Über seinen Hafen und den Flugplatz Nadi läuft ein großer Teil des Waren- und des Passagierverkehrs, der sich im Pazifik vollzieht. Der Raum, den die Inseln einnehmen, ist gering, es sind nur 18 000 qkm. Bewohnt ist höchstens ein Drittel der Inseln von zusammen 300 000 Einwohnern. Davon leben zwei Drittel auf der einen Insel Viti Levu, die auch mehr als die Hälfte der gesamten Bodenfläche der Gruppe einnimmt. Der Holländer Tasman entdeckte sie 1643, Cook kam 1774 hierher, dem britischen Reich gehören sie seit 1874 an. Vor 100 Jahren waren die dunkelbraunen Melanesier, welche die eigentlichen Fidschi-Insulaner sind, noch teilweise Kannibalen. Sie waren die Schöpfer einer reichen Mythologie, und gerade auf religiösem Gebiet zeigten sie Leistungen, welche die verbreitete Vorstellung besonderer Primitivität Lügen strafte. Aber ihre Anlagen zur Meisterung eines modernen Lebens sind gering, und wenn die übrigens schon lange dem Christentum gewonnenen Insulaner nicht mehr eigentlich schwer zu regieren sind, so ist es andererseits auch nicht ganz leicht, ihnen zu helfen. Sie sind somit ein dankbares Feld für koloniale Bemühungen, und ihr Fall zeigt neben anderen deren wirklichen Segen in der jetzigen spätkolonialen eingeborenenfeindlichen Epoche.

Dabei gilt es hier wie mancherorts, die einst gerufenen Geister wieder loszuwerden oder doch zu zähmen. Das sind hier nicht nur der gefährliche Zivilisationseinfluß des weißen Mannes, teilweise auch seine Wirtschaftsformen, sondern besonders die Hilfstruppen, die er sich als Arbeitskräfte geholt hat: die Inder. Die Riesenvölker Süd- und Ostasiens, Inder und Chinesen, bilden ja auf den Inseln der Südsee vielfach den Angsttraum der Inselvölker und der Kolonialverwaltungen, wo es diese noch gibt. Sie haben die Zahl, die größere Lebenskraft und die wirtschaftliche Tüchtigkeit für sich, neuerdings auch eine gewisse Hilfe seitens ihrer Heimatländer. Von dieser allgemeinen Erscheinung bietet Fidschi, was die Inder anbelangt, nur einen besonders dringenden Sonderfall. Eine frühere koloniale Anschauung würde vor allem die Interessen der Europäer gewahrt haben, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung mit 7% (1900) oder 8,5% (1950) ziemlich konstant geblieben ist. Die Europäer waren es, die ehemals große Pflanzungen anlegten, und weil sich die Eingeborenen, bedürfnislos und beschaulich, wie sie waren, für Lohnarbeit als wenig geeignet erwiesen, ließ man hierzu Leute aus Indien kommen. Die Zeit ihrer Einwanderung fällt in die Jahrzehnte zwischen 1890 und 1920. An und für sich kamen sie auf Grund von Arbeitsverträgen, die zeitlich befristet waren und nicht ihr Verbleiben vorsahen, aber es ging hier wie anderwärts: die meisten blieben, sie ließen die Frauen nachkommen und begründeten neue Familien. 60 000 dieser eingewanderten Arbeitskräfte aus Indien zählte man 1920, als damit Schluß gemacht wurde, und zwar von beiden Seiten her: die Regierung von Britisch-Indien erlaubte diese Form der Auswanderung auf Arbeitsverträge nicht mehr, und die Verwaltung auf Fidschi erklärte die Verträge der auf den Inseln Gebliebenen für ungültig. Dies bedingte eine Änderung des Wirtschaftslebens auf Fidschi, die Ära der Pflanzungen großen Stils hörte damit auf.

Aber die Inder wanderten nicht zurück, und wenn keine neuen kamen, so vermehrten sich doch die schon eingewanderten Inder und drängten in andere Berufe. In beiden Beziehungen waren sie den Insulanern überlegen. Zwar erholten sich die Fidschi-Leute langsam von dem zahlenmäßigen Rückgang, den die Berührung mit den Europäern ihnen wie anderen Südseevölkern gebracht hatte. Man schätzt, daß bei Begründung der englischen Herrschaft ihrer 150 000 waren, daß 1911 nur noch 87 000 vorhanden waren (allein durch eine Masernepidemie starben 40 000), daß es aber heute wieder über 130 000 sind. Aber die Inder haben sie überflügelt, denn diese haben inzwischen die Zahl von etwa 150 000 erreicht, und das zahlenmäßige Verhältnis verschiebt sich weiter zugunsten der Inder. Daß sie im Zweiten Weltkrieg, größtenteils Anhänger der Kongreßpartei, sich nicht ebenso willig wie die Fidschi an die Seite der Briten stellten, wird ihnen nachgetragen, und noch mehr, daß sie zahlreiche wirtschaftliche Monopole besitzen. In Suva, wo dies besonders auffällt, aber auch im ganzen beherrschen sie als Autobesitzer und Chauffeure das Verkehrswesen; sie sind die Händler und Geldverleiher und die erfolgreichen Kleinlandwirte. Als nach dem Anwerbungsverbot die beherrschende Plantagenbesitzerin, die australische Gesellschaft Colonial Sugar Refining Company (CSRC), die Plantagen z. T. auflöste, verkaufte und verpachtete sie Parzellen an frühere indische Plantagenarbeiter. An dem wichtigsten Erzeugnis im Wirtschaftsleben, dem Zucker, sind denn auch die Inder heute zu 97% beteiligt. Die Fidschi sind ihnen hier nicht nur deshalb unterlegen, weil sie weniger genau und weniger intensiv arbeiten, sondern auch, weil ihre verwickelten Dorf- und Familienlandrechte sie hemmen. Von den Fidschi haben die Inder auch vielfach Land erworben, und zwar, wie dies auch anderwärts das Problem schafft, von der einen Seite ganz legal, von der anderen allzu sorglos, und somit im Endergebnis doch so, daß die Obrigkeit nach längerem Zusehen eingegriffen hat. Ein Gesetz von 1940 sieht vor, daß alle den Fidschi abgepachteten Ländereien zurückzugeben sind. Diese hatten, so berechnete man, bis 1940 160 000 ha besten Bodens an die Inder verloren. Die indischen fleißigen Kleinpächter wurden von dem Gesetz besonders betroffen. Hier liegt also ein Fall vor, in dem die Kolonialverwaltung ganz deutlich formale Ungerechtigkeit übt, um der von Natur schwächeren, aber von Natur berechtigten Volksgruppe gegen die andere zu helfen. Man will versuchen, den Fidschi so viel vom Boden ihrer Inseln zu sichern, daß den andern, praktisch also den Indern, nur 12% verbleiben. Die Inder sollen u. a. von der Land- zur Forstwirtschaft abgedrängt werden, denn nur durch ein gewaltiges Aufzuchtprogramm glaubt man überhaupt dem bei beiden Volksgruppen schwer lösbaren Übervölkerungsproblem gerecht werden zu können. Daneben her gehen die Anstrengungen, auch die Fidschi dazu zu erziehen, nicht nur das Allernotwendigste für die Existenz, sondern auch für den Markt zu produzieren.

Fidschi kennt in seiner Kolonieverfassung den Gesetzgebenden Rat, der neben dem Gouverneur steht. Hier sitzen neben 16 Beamten je 5 Europäer, Inder und Fidschi, wobei die Fidschi durchweg ernannt, die Inder z. T. gewählt sind. Hier ist ein formales Gleichgewicht betont, und wie sollte es eine Kolonialverwaltung auch anders machen! Der Ausgleich der Kräfte aber ist schwer. Es gibt dabei auch noch den innerpolitischen Gesichtspunkt, daß innerhalb von „Kleinindien des Pazifik“ der Kommunismus seine Propaganda treibt und daß das Beispiel des fernen Britisch-Guayana warnt, wo ja auch die indische Mehrheit Trägerin der Unruhen war. Hier, in Fidschi, vertritt die britische Verwaltung auch die Interessen der beiden weißen Commonwealth-Mitglieder im Pazifik.



## Sprachenfrage in Indien

Seit einigen Monaten, seit 1. Oktober 1953, besteht der Staat Andhra als neuer selbständiger Bestandteil der indischen Republik, die damit aus 29 Gliedern verschiedener staatsrechtlicher Stellung zusammengesetzt ist. Seine Besonderheit ist, daß er auf der gemeinsamen Sprache seiner Bewohner aufgebaut ist. Was anderswo natürlich ist, daß sich Staatsgebiet und Volksgrenzen einigermaßen decken, das ist hier die Ausnahme und eine schwer umkämpfte Errungenschaft. Die Bewegung, die schließlich alle Bedenken zurücktreten ließ, wurde übermächtig, als sich einer ihrer Führer, Potti Sriramulu, Ende 1952 um dieses Zieles willen zu Tode gefastet hatte. Das Gebiet des neuen Staates wurde aus dem Staat Madras herausgeschnitten. Es umfaßt 65 000 Quadratmeilen und liegt als breiter Streifen an der indischen Südostküste, deren Mitte er ungefähr einnimmt. Die Zahl seiner Einwohner beträgt zwanzig Millionen. Nach Volkszahl und Größe steht Andhra an siebenter Stelle unter den indischen Staaten. Es erzeugt genug an Nahrungsmitteln, besonders Reis. Vier Fünftel des Tabaks Indiens werden auf seinem Boden geerntet. Er ist reich an mineralischen Bodenschätzen. Die industriellen Anlagen sind noch verhältnismäßig gering, aber die Grundlagen zu ihrem Ausbau sind gegeben. Ein durchaus lebensfähiges Gebilde also, und man versteht zunächst nicht recht, warum man so lange gezögert hat, es zu schaffen.

Das Gebiet des heutigen Staates war schon mehrfach politisch geeint. So deuten wenigstens die Befürworter seiner Entstehung die indische Geschichte, die gerade im Süden des Subkontinents (wohin die Völker, denen die Geschichtskunde so viel verdankt, die Griechen und die Chinesen, nicht gekommen sind, so daß deren Quellen hier schmerzlich fehlen) zeitenweise nicht ganz durchsichtig ist. Schon seit dem Ersten Weltkrieg ist das Verlangen nach einem Staat Andhra wach. Aber es gab offenbar doch auch Gegen Gründe gegen die so einleuchtende Schaffung des Sprachenstaates. Die Kongreßpartei hatte sich selbst 1922 auf sprachlicher Basis organisiert, seit Ende der zwanziger Jahre waren Sprachenstaaten einer ihrer Programmpunkte. Aber seit die Unabhängigkeit Indiens besteht, ist die Kongreßpartei kühler geworden und sieht die Schwierigkeiten und Konsequenzen deutlicher. Daß die oppositionelle Linke drängte, war erst ein Grund zum Abwarten, dann aber zur Überwindung der Bedenken, hoffte man doch mit der Erfüllung gerade auch den Kommunisten den Wind aus den Segeln zu nehmen. Im Staate Madras war übrigens die äußerste Linke stark vertreten, und Andhra hat die meisten Abgeordneten dieser Richtung in seinen Grenzen. Dennoch sind die lokalen Gegensätze so groß, daß der Ministerpräsident Andhras doch aus den Reihen der Kongreßpartei kam. Eine Hauptstadt hat Andhra noch nicht. Madras ist beim Reststaat gleichen Namens geblieben; erst recht ist die Stadt Haidarabad geographisch weit von der Westgrenze Andhras entfernt und politisch für die Andhra-Leute unerreichbar, trotz guter Argumente, die sich auf die Sprache gründen.

Telugu ist diese Sprache, die für Andhra das gemeinsame Band und die Begründung bildet. Es wird aber auch außerhalb Andhras gesprochen, und um Andhra seine volle Volksgrenze und seine „natürliche“ Hauptstadt zu geben, müßte man den Staat Haidarabad auflösen, wogegen schwere politische Bedenken bestehen. Telugu ist eine drawidische Sprache. Diese bilden eine isolierte Sprachgruppe, mit der die Forscher noch nicht recht fertig geworden sind. 80 Millionen Menschen sprechen die dazu gehörenden Sprachen, ihre überwiegende Mehrzahl wohnt innerhalb der ehemaligen Provinz Madras. Das Sprachenprinzip zur Einteilung eines riesigen Reiches zu machen, ist eigentlich ein naheliegender Gedanke. Nur darf man dann sich nicht

scheuen, geschichtliche und andere Bande zu zerreißen. Das Problem gibt es auch außerhalb Indiens; aber hier haben schon die Briten ihre Versuche und ihre Erfahrungen gemacht. Als sie, schon vor 1914, Assam und Bihar aus Bengalen herauslösten und als sie die Provinz der Nordwestgrenze aus dem Pandschab herausnahmen, lagen dem sprachliche Gesichtspunkte zugrunde, aber nicht ausschließlich und nicht so, daß nicht Unebenheiten und damit weitere Forderungen übriggeblieben wären. Zum großen Teil liegt dies in der Natur der Sache, in der Verzahnung der Siedlungsgebiete der Sprachgruppen.

Im großen ganzen steht das freie Indien vor den gleichen Schwierigkeiten wie damals die Briten. Wenn manche Rücksichten, z. B. auf die Fürsten, weggefallen sind, so sind die neuen innerpolitischen Erwägungen nicht minder verwickelt. Man kann nicht einfach die Vernunft walten lassen, und oft genug lassen auch ihre Ratschläge die Politiker im Stich, wenn ein sachlicher Grund gegen den anderen steht.

Die Furcht, mit der Schaffung eines neuen Sprachenstaates die Büchse der Pandora geöffnet zu haben, ist bei den indischen Politikern allgemein. Nehrus Erklärung im Parlament Anfang 1953, der Fall Andhra dürfe keinen Präzedenzfall bilden, kann kein Riegel gegen die Gefahr einer Balkanisierung Indiens sein. Mit dem Sprachenprinzip könnte man, wenn man grob vorginge, zwar sogar den staatlichen Aufbau vereinfachen, aber die neu geschaffenen Ungerechtigkeiten dieser oder jener Sprachgruppe gegenüber würden einen ganzen Rattenschwanz neuer Forderungen erzeugen. Immerhin, aufhalten läßt sich die Tendenz nach Sprachenstaaten nicht mehr, von denen besorgte Politiker ernstlich befürchten, sie könnten neue Nationalgefühle wecken und mit dem allindischen Nationalgefühl den Bestand des indischen Gesamtstaates gefährden. Gegenwärtig ist wieder einmal eine Kommission des Parlaments am Werk. Bis zum 30. Juni 1955 soll sie Vorschläge ausarbeiten, wie man Indien besser einteilen könne, und die einen erwarten mit Freude, die andern mit Sorge, daß hierbei die Forderung nach Sprachenstaaten in erster Linie berücksichtigt wird.

Die Zahl der Sprachen in Indien ist groß. Wie viele es sind, darüber streiten die Gelehrten und die Politiker. Oft hört man die Zahl von 225. Die Radhakrishnan-Kommission äußerte, es gebe wohl Hunderte von Dialekten, aber nicht mehr als ein Dutzend Sprachen, die eine eigene Literatur haben und den Anspruch erheben könnten, als Medien des Erziehungswesens zu gelten. Die Verfassung gibt 14 Sprachen das Recht, regional amtlich gebraucht zu werden. Eine Gesamtsprache gibt es nicht. Hindi ist eine Kunstsprache, die Verkehrssprache geworden ist und in Nordindien wegen ihrer Verwandtschaft mit den örtlichen Sprachen leicht Fuß faßt, nicht aber im Süden. Es ist die Nationalsprache geworden, laut Beschluß, aber damit ist es noch nicht Allgemeingut. Nehru, aber auch schon Gandhi gestehen in ihren Selbstbiographien, sie seien in gewissem Sinne, nämlich um alles auszudrücken, im Englischen besser zu Hause als in Hindi. 15 Jahre lang ist Englisch noch beherrschend, auch dies nach Beschluß. Alle führenden Männer Indiens haben über die Rolle des Englischen von Ressentiments freie, positive Ansichten. Aber keiner kann natürlich eine fremde Sprache, die Sprache des einstigen Kolonialherren, auf die Dauer als führende Sprache dulden. Wie Hindi Englisch ablösen soll, das ist neben den Sprachenstaaten das zweite Sprachenproblem Indiens. Auch hier brüten die Kommissionen über die beste Lösung, auch hier handelt es sich um viel mehr als um reine Zweckmäßigkeit. Auch diese Seite der Sprachenfrage rührt an die Wurzeln des nationalen Daseins.

## Die Wiedergeburt der ältesten Stadt des Okzidents

Die Ausdehnung des westlichen Verteidigungssystems auf Spanien lenkt die Aufmerksamkeit auf ein Gebiet, das heute verhältnismäßig unbekannt ist, obwohl es schon zu prä-phönizischen Zeiten „weltbekannt“ war: die atlantische Provinz Cadiz. Die Hauptstadt der Provinz, der Hafen Cadiz, lieferte schon vor über 3000 Jahren dem Nahen Osten, dem damaligen Zentrum der Welt, Erze aus den Rio-Tinto-Minen der benachbarten Provinz Huelva, sowie silberne Anker für die Schiffe der Mächtigen der Erde. Nördlich von Cadiz, im breiten Delta des Guadalquivir, lag die geheimnisvolle Stadt Tartessos, von der manche spanischen und ausländischen Gelehrten behaupten, sie sei die versunkene Atlantis Platons gewesen. Von Rabida aus unternahm Columbus seine erste Fahrt über den Ozean auf der „Santa Maria“ und ihren zwei Begleitseglern, mit einer Mannschaft von 200 spanischen Seeleuten. Bei Trafalgar, südlich von Cadiz, wurde eine der folgenreichsten Seeschlachten geschlagen. Den kleinen Hafen Tarifa, das Südkap Europas, kannten die Mittelmeerbewohner aus dem Nahen Osten und der afrikanischen Nordküste schon bevor es ein Athen gab. Nur Algeciras, der Brückenkopf des Afrikaverkehrs, und Gibraltar, der 1704 von England besetzte Felsen, sind heute allgemein bekannt. Überall längs dieser andalusischen Atlantikküste redet die Weltgeschichte ihre beredete Sprache von Kontakten, friedlicher und kriegerischer Art, von Entdeckungsfahrten über das große Wasser hinweg, von der Geburt und vom Untergang von Städten und Reichen. Aber wenn der internationale Tourismus auf der Mittelmeerküste zwischen Algeciras und Malaga sowie landeinwärts in Granada und Cordoba zu Hause ist, so kennen verhältnismäßig sehr wenige die Südkapchaussée Algeciras—Tarifa—Cadiz. Nun lassen gerade an dieser stillen Atlantikküste militärische Erwägungen den wichtigsten Flottenstützpunkt der Amerikaner entstehen.

Cadiz kann mit Venedig verglichen werden. Wie die Dogenstadt, so ist auch Cadiz durch einen allerdings natürlichen und nicht wie zwischen Mestre und Venedig künstlichen Landstrich mit dem Festlande verbunden. Es ist also fast eine Insel, jedenfalls in dem Sinne, als eine Ausdehnung der Innenstadt unmöglich ist. Die Straßen sind gerade, lang und sehr schmal, der Automobilverkehr kaum möglich. Wunderbare Anlagen umkränzen die dicht bevölkerte Innenstadt. Die Architektur dieser ältesten Stadt des Okzidents ist überraschend neu: sie stammt vorwiegend aus dem 17. und 18. Jahrhundert, da 1595 die Engländer Cadiz bis auf den Grund zerstörten. Extra muros liegt der ideale Strand, dem Lido oder Miami mindestens vergleichbar. Schöne Plätze mit Palmen und Blumen der subtropischen Farbenscala, weiße Schiffe, die nach drei Erdteilen hinausfahren, eine Bevölkerung, die zwar weit in die Welt zu blicken gewohnt ist, aber es nie eilig hat, das ist Cadiz, das nunmehr aus seinem beschaulichen Schlaf erwacht, um auch zu einem touristischen Mittelpunkt von Weltausmaß zu werden. Im kommenden Jahre wird Cadiz nämlich den 3000. Jahrestag seines Bestehens feiern (in Wirklichkeit sind es weit mehr als 3000 Jahre, doch entspricht diese Zahl der phönizischen Niederlassung und somit einem neuen Abschnitt der Geschichte des Mittelmeers). Das Komitee der 3000-Jahrfeiern beschloß u. a. den Bau eines großen Freilufttheaters, in welchem Manuel de Fallas „Atlantida“ unter Leitung des Dirigenten Halfter uraufgeführt werden wird (die Anträge der Mailänder Scala und der Pariser Oper auf die Weltpremiere dieses Werkes des andalusischen Meisters wurden deshalb abgelehnt); die Veranstaltung von folkloristischen Darbietungen; archäologische Ausgrabungen und die Herausgabe einer Anzahl von historischen,



künstlerischen und wissenschaftlichen Büchern. Der Reichtum an archäologischen Funden ist hier sprichwörtlich: bei jeder Sprengung in Cadiz oder Sancti Petri pflegt mindestens ein phönizischer Sarkophag oder die Bronzestatue eines römischen Imperators ans Licht zu kommen.

Dieses Cadiz wird also nun wiedererwachen zum Leben eines Brückenkopfes amerikanischen Schiffsverkehrs größten Ausmaßes; zum Dasein eines militärischen Zentrums; zur Rolle eines Ausgangspunkts strategischer Straßen und einer „Pipeline“ von ca. 500 Kilometern Länge für den Brennstoff, der nach den Luftstützpunkten in Spanien gepumpt werden muß; zur Bedeutung eines Freihafens mit modernsten Anlagen und eines Weltzentrums für Tourismus. Die ganze Bucht von Cadiz, von Puerto Real und Puerto de Santa Maria, von wo der Jerez-Wein in alle Länder der Welt exportiert wird, bis San Fernando wird ein einziger großer Hafen werden, und man wird bis zum Strande von Conil, zwischen Roche und Trafalgar, hinunterfahren müssen, um die volle Landruhe und die stille Majestät des Ozeans zu genießen.

Drei Erdteile begegnen sich in Cadiz: Europa, Amerika und Afrika. Denn auch nach dem „Schwarzen Kontinent“ hin erstreckt sich der Kontakt der Seefahrer, des Handels und der militärischen Stützpunkte. Für keinen anderen Hafen Europas gilt das so sehr wie für Cadiz. Wie auch in anderen geschichtsschwangeren Orten Europas, so sind die Einwohner von Cadiz von einer unerschütterlichen Ruhe, und nichts scheint sie aus diesem Zustande aufrütteln zu können; kaum etwas kann sie zum Staunen bringen. Zuviel Ereignisse, Umwälzungen, Änderungen hat es hier gegeben. Sogar Hauptstadt Spaniens ist Cadiz gewesen, des freien Spaniens während der Kämpfe gegen Napoleon. Nun wird Cadiz gewissermaßen das Schloß der Kette sein, welche drei Erdteile verbindet. Und doch war es, durch lange Jahrhunderte europäischer Vorgeschichte hindurch, das Ende der Welt. Denn wenn auch der Schiffsverkehr nach Irland und längs der afrikanischen Küste verhältnismäßig früh begann, so hörte hier doch bis Columbus das Bekannte, Ergründliche, Faßbare auf, um dem Unbekannten, Unergründlichen, Unfaßbaren zu weichen. Hier, bereits außerhalb der „Säulen des Herkules“, Gibraltar und Ceuta, war es Schluß mit der Kette der sicheren Häfen rund um das Mittelmeer, und es begann das absolut Ungastliche. Alle Kenntnis, Erfahrung und Tradition erfuhren hier eine radikale Unterbrechung, und ein vollkommen unbekanntes, anderen Göttern gehorchendes Walten begann.

Dann begannen die Entdeckungen und das „Goldene Jahrhundert“, die Rivalität der europäischen Seemächte auf den anderen Kontinenten und die großen Schlachten auf unseren europäischen Meeren. Cadiz, das reiche, das blendende, schlief ein. Es schlief einen tiefen Schlaf, als eine Explosion des Seeminendepots 1947 einen ganzen Stadtteil in die Luft fliegen ließ. Das war das erste Signal zur Wiedergeburt, doch ahnte damals noch niemand, daß sie so erstaunliche Formen und Dimensionen annehmen würde. Hunderte von Millionen Pesetas wurden für Neubauten bereitgestellt, der Freihafen gegründet. Und jetzt, im April dieses Jahres, begannen die Arbeiten größten Stils: Vertiefung der Bucht, Straßenbauten, die Anlage der „Pipeline“, Bauten von Depots, neuen Kais, Docks und Kränen. Eine riesige Kühlanlage ist bereits errichtet worden. Und wenn es bisher die Provinzen von Sevilla und Malaga waren, die alle Welt anzogen, so wird es in Zukunft fraglos die Provinz Cadiz sein, jene Provinz der Weinexport-Häfen, der weißen Adlernestern gleichen Städte auf den Bergen, des europäischen Südkaps, der Korkeichenwälder, des Brückenkopfes Algeciras, des Felsens von Gibraltar und des märchenhaften Strandes von Conil.

### **Vorbildliche Maßnahmen für die skandinavischen Schriftsteller**

Immer wieder veröffentlichen deutsche Zeitungen und Zeitschriften alarmierende Artikel über die Not der geistigen Arbeiter als eine der drängendsten Fragen unserer Zeit. Doch bisher ohne

entscheidenden Erfolg. Der geistige Ausverkauf in Deutschland geht weiter. Die Wissenschaftler ziehen ins Ausland, die Schriftsteller suchen Unterschlupf in den besonderen „public relation“-Abteilungen der großen Wirtschaftsunternehmungen. Schon seit Jahren versuchen die führenden Autoren-Verbände in der Bundesrepublik, durch bestimmte Maßnahmen diese Entwicklung abzubremsen. So erörterte man bereits 1950 eingehend eine Autoren-Tantieme für die in den Büchereien ausgeliehenen Bücher.

Schweden hat nunmehr vor einigen Wochen einen ähnlichen Plan verwirklicht. Ab 1954 erhält jeder schwedische Schriftsteller für jede Ausleihe seiner Bücher in einer öffentlichen Bücherei drei Oere vergütet. Das schwedische Kultusministerium hat zu diesem Zwecke 800 000 Kronen in seinem Budget bereitgestellt. Da in Schweden ebenso wie in den übrigen skandinavischen Ländern die öffentlichen Büchereien des Staates und der Kommunen unentgeltlich benutzt werden, konnte die Autoren-Tantieme nicht auf den Leser abgewälzt werden, sondern mußte zusätzlich vom Staat übernommen werden.

Für die schwedischen Schriftsteller wird diese Maßnahme aller Voraussicht nach von großer Bedeutung sein. Zwei oder drei Oere kommen jeweils direkt dem Verfasser des entliehenen Buches zugute und zwar bis zu einer jährlichen Buchentleihe von 50 000mal. Für alle darüber hinausgehenden Buchentleihungen erhält der Verfasser nur jeweils ein Oer. Diejenigen Gelder, die nicht direkt dem jeweiligen Schriftsteller zufließen, werden in der „Schwedischen Schriftsteller-Stiftung“ gesammelt, die somit auf Grund eingehender Berechnungen jährlich 219 000 Kronen erhalten dürfte. An die einzelnen Verfasser werden voraussichtlich 268 000 Kronen verteilt. Auf Grund der entliehenen Bücher des Jahres 1952 würden einige schwedische Schriftsteller folgende Summen erhalten: Wilhelm Moberg 5100 Kronen, Olle Hedberg 4800 Kronen, Moa Martinson 3300 Kronen.

Aber nicht nur in Schweden bemüht sich der Staat, dem Schriftsteller zu helfen. Selbst Finnland, das unter dem Kriege wirtschaftlich stark gelitten und fast astronomische Summen für Reparationen an die Sowjetunion zu zahlen hatte, ist vorbildlich. Das kleine finnische Volk mit seinen vier Millionen Menschen verteilt jährlich bedeutende Staatsstipendien an seine Schriftsteller. So erhalten alle drei Jahre drei anerkannte Schriftsteller für die Dauer von drei Jahren ein Stipendium von 300 000 Finnmark jährlich. Darüber hinaus wird jedes Jahr einmal an sieben Schriftsteller, darunter mindestens drei begabte Nachwuchsschriftsteller, je ein Stipendium in Höhe von ebenfalls 300 000 Finnmark verteilt. Doch nicht nur der finnische Staat, auch die Gemeinden wie Helsinki oder Tampere gewähren jährlich beachtliche Stipendien, so Helsinki mit seinen 450 000 Einwohnern jährlich eine Million Finnmark. Der offizielle Umrechnungskurs ist 1 DM = 55 Finnmark, man kann sich also leicht ausrechnen, wieviel die finnischen Schriftsteller erhalten. Zusätzlich zu diesen festen Stipendien werden vom Staat, den Gemeinden und einer Reihe von privaten Stiftungen noch Gelder für Auslandsreisen, Studien und Erholung verteilt.

Würde man die vorgenannten Summen in einem der Bevölkerungsanzahl entsprechenden Verhältnis auch in der Bundesrepublik den deutschen Schriftstellern zuteilen, so würde das auf einem wichtigen Gebiete des Geistes- und Kulturlebens echte Hilfe bedeuten.

**Ludwig Curtius** Ludwig Curtius, geboren am 13. Dezember 1874 in Augsburg, gehört einer Familie an, die Deutschland und der Welt viele große Gelehrte beschert hat. Aus innerster Berufung wandte er sich der Archäologie zu und lehrte als Professor an den Universitäten Erlangen, Freiburg und Heidelberg, bis er 1923 die Leitung des Archäologischen Instituts in Rom übernahm, das unter seiner vorbildlichen Leitung zu Welt- ruhm gelangte. Von seinen Schriften, die bleibenden Wert haben, seien erwähnt: „Antike Kunst“ und die Arbeiten über die Wandmalereien in Pompeji und über die Tempel in Paestum. Seine Memoiren „Deutsche und antike Welt“ sind ein vollgültiges Zeugnis für die große Lebensleistung des Gelehrten wie in noch höherem Maß für den Menschen Ludwig Curtius. 1937 wurde er durch einen Brief, der die persönliche Unterschrift Hitlers trug, seines Amtes als Leiter des Archäologischen Instituts entsetzt — ein Fall mehr, in dem Hitler und seine Anhänger sich vor den Augen der ganzen Welt entehrten. Am 10. April d. J. ist Ludwig Curtius von uns gegangen.

Wie wenig aber besagen diese Daten über die Bedeutung des großen Gelehrten, des Archäologen von Weltruf, des weise gewordenen Mannes, des liebenswerten, musischen und musikalischen Menschen! Wer auch nur einmal Gelegenheit hatte, den Menschen Ludwig Curtius kennenzulernen, bleibt ihm für immer zu Dank verpflichtet. Er verstand es, seinen unendlich reichen Schatz universaler Bildung einem jeden zu lebendiger Gegenwart zu machen. Er war ein Hellene im weitesten und höchsten Sinn dieses Wortes, ein Europäer und ein Weltbürger, der sein Deutschland mit brennendem Herz trotz allem liebte. Für ihn gehörte das Schöne in den Bezirk des Heiligen. Eifervoll wachte er über die Erhaltung des großen Erbes der Antike als lebendigen Besitz. Seine liebenswerte und liebenswürdige Art befähigte ihn, auch als Causur von vielen Graden, der über einen Schatz von Anekdoten verfügte, Leben um sich zu verbreiten. Er glaubte fest an die ewig schaffende und erneuernde Kraft des Lebens. Ausgezeichnet war er durch die so selten gewordene Tugend der Dankbarkeit und des neidlosen Anerkennens der Leistung anderer. Ludwig Curtius war ein lebendes Beispiel für das, was ein recht verstandener Begriff des Abendlandes an Persönlichkeitswerten schaffen kann, sein Haus in Rom war eine Oase des freien Geistes und der Menschlichkeit. Er selber hat in seinen Lebenserinnerungen die ihn gültig charakterisierenden Worte gefunden: „Aber wenn wir rückwärts unser Leben überblicken, so finden wir es freilich voll von Fehlern und Unterlassungen. Aber wir finden in diesen auch eine eigentümliche innere Notwendigkeit, die unserem Wesen entspringt und seine eigentliche Freiheit darstellt.“ Ein großes Herz hat zu schlagen aufgehört, und wiederum ist eine Lücke gerissen, die zu füllen sich kein Ersatz finden wird.

### **Friedrich Fischer zum zehnjährigen Todestag**

Am 19. Juni vor 10 Jahren starb in Hannover der ordentliche Professor für Bauwesen an der dortigen Technischen Hochschule Dr.-Ing. Friedrich Fischer. Er war eine ausgesprochen künstlerische Persönlichkeit. Alles was er schuf, atmete ehrliche Baugesinnung. Er sah sein Architektendasein nicht nur durch die Fachbrille und war schon in jüngeren Jahren über die engeren Grenzen seines Berufes hinausgewachsen. Er schuf aus den Forderungen der Gegenwart heraus, abgekehrt der früheren Betrachtung des Einzelobjekts, vom Sehen der Dinge nebeneinander und suchte die Wurzeln des Gestaltens zu erkennen, um die Grundlagen für das künftige Bauen aufzuzeigen.

Als gebürtiger Elbinger und jahrelanger Danziger liebte er seine ost-deutsche Heimat ohne kleinliche Volkstümelei. Während seiner Tätigkeit als



Oberbaurat der Freien Stadt Danzig und seiner Lehrtätigkeit an der dortigen Technischen Hochschule in den Jahren 1919 bis 1925 war es ihm vergönnt, viele interessante baukünstlerische Probleme seiner Heimat richtungsweisend zu lösen. Ein Zeugnis feinen künstlerischen Taktes des Baumeisters war u. a. der Umbau der Dresdner Bank auf dem Langen Markt der Stadt Danzig, ein Beweis, daß auch die Formen unserer Zeit mit denen der historischen Stile zusammenklingen können, wenn sie nur wirklich künstlerisch sind. Neben städtebaulichen Arbeiten wie Aufstellung eines Generalbebauungsplanes für Danzig, Schaffung eines Grüngürtels um die Stadt unter Einbeziehung der alten Befestigungsanlagen auf dem Bischofsberg, Bau von Siedlungen vor den Toren Danzigs, sind die Fischerschen Landhäuser hervorzuheben, die durch ihre schlichten Formen und wohlausgeglichenen Proportionen geistigen Zusammenhang mit den besten Danziger Landhäusern des 18. Jahrhunderts erkennen lassen. Seine künstlerische Persönlichkeit spricht uns in dieser Zeit auch sehr fein in seinen kleinen Werken an, in den von ihm entworfenen ersten Münzen des Danziger Freistaates und in der Wiederherstellung mittelalterlicher Kirchenbauten.

Seine Berufung im Jahre 1925 als Ordinarius an die Technische Hochschule Hannover erweckte in ihm die Hoffnung, sich noch freier entfalten zu können, als es ihm im Danziger Raum möglich war. Doch bald mußte er feststellen, daß er hier nicht warm werden konnte. Er führte in den langen Jahren seiner hannoverschen Tätigkeit einen intensiven Kampf gegen das „modellmäßige Bauen“, wie er es nannte, und sprach und schrieb unermüdlich über seine Erkenntnisse jahrelangen Nachdenkens über unsere baukünstlerische Erbschaft, um vor allem seinen Schülern einen Weg für künftiges Schaffen zu zeigen. Wenn er in Hannover auch nicht das fand, was er sich erhofft hatte, so war doch seine Tätigkeit sehr vielseitig und besonders im Wirken auf seine Schüler sehr fruchtbar. In einem Aufsatz, den er 1935 in der Zeitschrift „Technische Erziehung“ veröffentlichte, schreibt er über die Ausbildung der Architekten: „Studieren heißt, sich einige Jahre hindurch bei gemeinsamem Forschen und Arbeiten mit den Problemen des Ganzen in der Richtung auf ein enger begrenztes Gebiet abgeben. Studieren heißt nicht, sich ein Mehr von Wissen aneignen, um sich zum Schluß als vollgefüllter Topf mit möglichst hohem Eichstrich plombieren zu lassen. Akademischer Unterricht besteht nicht nur im Vorlesen von Kollegs, die man auch gedruckt zur Verfügung stellen könnte, sondern im Forschen und Ringen um neue Erkenntnisse gemeinsam mit der Jugend und in stetem Zusammenhang mit den Aufgaben der Wirklichkeit.“

Selbstverständlich mußte diesem Studium eine Fachausbildung in der Vorstufe der Architekturabteilung vorausgehen. Seine großzügige Lehrauffassung wurde allerdings nicht von allen Studierenden verstanden. Er wirkte aber immer anregend und wegweisend, und die Zahl der Schüler war groß, denen er entscheidende Impulse für ihr Leben gegeben hat.

Aus seiner Bautätigkeit in der hannoverschen Zeit sei nur einiges genannt, so die Bearbeitung der Stadterweiterungen von Rinteln a. d. Weser, Nauen, Goslar, Neubau der Sparkasse in Münster, Lichtspielhaus in Mühlhausen in Thür., Goslarhalle (unfertig geblieben), Landhaus Dr. Witt-Mendelssohn in Berlin-Grunewald. Seine besondere Liebe galt der Instandsetzung mittelalterlicher Dorfkirchen im Rahmen seiner Tätigkeit für die hannoversche Landeskirche. Von seinen vielen Reisen in den Süden, nach Griechenland und Italien, brachte er besonders schöne, frisch und lebendig gemalte Aquarelle mit, deren feinsinnige Art ganz seinem Wesen entsprach.

In besonderem Maße sind Fischers literarische Arbeiten bedeutsam, in denen er seine Erkenntnisse auf baukünstlerischem Gebiet niederlegte. Sein letztes Buch, das kurz nach seinem Tode bei Callwey erschien, führt den schlichten Titel „Norddeutscher Ziegelbau“. Es klingt mit den Worten aus: „Alle ‚gewollte‘ Kunst ist keine. Kunst muß frei wachsen, blühen und untergehen können, wie der Ziegelbau es zeigt.“ Zwei weitere wegweisende Schriften konnten leider noch nicht veröffentlicht werden. Bei allem Ernst, der seinem Schaffen und Wirken zugrunde lag, war er ein Mensch voll fröhlichen Humors, der sich gern in treffenden witzigen Versen über die oft so wichtig genommenen Kleinigkeiten des Lebens lustig machte.

Fischer wurde durch plötzlichen Tod mitten aus seinem Schaffen herausgerissen. Sein Geist und sein Wesen bleiben weiterwirkend in den Herzen derer, denen er das eigene Herz geöffnet hat, so lange es treu und warm schlug für seine Kunst, seinen Beruf, für die Jugend und seine Freundschaft.

### **Telefon, Badewanne und Abitur**

Wo Wohlstand anfängt, hängt immer vom Standpunkt des Beschauers ab. Bei dem einen beginnt er schon beim zweiten Hemd, andere wieder brauchen dazu eine Hausbar mit kombiniertem Kühlschrank und Fernsehtruhe. Interessant jedenfalls ist es zu sehen, worauf sich die Anschaffungswünsche derer richten, die — wie man so schön sagt: heute aus dem Größten heraus sind. Das Größte zunächst materiell verstanden.

Da hat neulich der Nordwestdeutsche Rundfunk in Hamburg durch ein Meinungsforschungsinstitut bei seinen Fernsehteilnehmern eine Umfrage veranstaltet, eine interessante Umfrage, wenn auch eine der Fragen vielleicht von manchen als nicht dezent empfunden worden ist. Diese Frage lautete, wer von den „Sehern“ neben seinem Bildempfangsgerät auch eine Badewanne besitze. Man kann mit Recht fragen: Was hat die Badewanne mit dem Bildschirm zu tun? Mein Lehrer schrieb früher immer mit roter Tinte an meine Aufsätze: „Gehört das zum Thema?“ Offenbar gehörte die um Hygiene besorgte Frage doch dazu — und so stellte es sich heraus, daß von hundert Befragten jeweils nur 75 eine Badewanne ihr eigen nennen. Um das zu erklären, fügt man dann allerdings begütigend hinzu, daß die ziemlich hohe Zahl der Rundfunkhändler und Gaststätten unter den so erfaßten Fernsehern dabei nicht gerechnet worden sei. Mit dieser Rundfrage wollte man, wie es scheint, die soziologische Schichtung derer feststellen, die sich bis heute ein Fernsehgerät angeschafft haben. Wie weit die Badewanne bei den heutigen beschränkten Wohnverhältnissen als Kulturmaßstab gelten kann, bleibe dahingestellt. Aufschlußreich dagegen ist das Ergebnis der Umfrage im Hinblick auf Berufe und Vorbildung. Mehr als die Hälfte der Besitzer der Fernsehgeräte sind selbständige Gewerbetreibende oder Angehörige freier Berufe. Knapp ein Viertel sind Angestellte und 13% Arbeiter. Die Zahl der Beamten ist verschwindend gering. Von allen diesen haben 46% die Volksschule besucht, ein gutes Viertel die Mittlere Reife erreicht, 16% haben das Abitur gemacht, und ein Zehntel sind Akademiker. Zwei Drittel haben einen eigenen Telefonanschluß, und mehr als die Hälfte besitzt ein Auto. Wer von diesen Fernsprechteilnehmern und Kraftfahrern sind nun die ohne Badewanne? Sind es die Akademiker, sind es die Arbeiter, die Volksschulabsolventen oder die Angehörigen der freien Berufe?

Man beobachtet heute nicht selten, daß Einrichtungen des gehobenen Lebensbedarfs, also etwa Dinge oder Geräte wie Kühlschränke, Kraftwagen (nicht die Motorräder zu vergessen) oder auch Fernsehgeräte in der Anschaffungsliste gerade auch unterer und mittlerer Einkommensgruppen weit

vor solchen Dingen rangieren, die normalerweise, zumindest früher, als Grundbedarf für einen Haushalt angesehen wurden, wie etwa Badeeinrichtungen oder Möbel, die über Tisch, Bett und Schrank hinausgehen. Die Musiktruhe aus Kaukasisch-Nußbaum in der Wohnküche ist kein einzeltes Bild mehr. Es hat den Anschein, als habe sich die Einstellung zum Besitz einschneidend geändert, vor allem, was die Substanz angeht. Der Bedarf ist heute mehr expansiv und nicht mehr intensiv. Man will die Welt zu sich hereinholen oder, wie mit dem eigenen Fahrzeug, zu ihr hingelangen. Diese Bemerkung will keine Klage, sondern soll eine Feststellung sein. Was nun Telefon und Badewanne angehen: Im Telefonbuch steht man schließlich nur, wenn man den Anschluß aus irgendwelchen Gründen braucht, die mit dem Beruf zusammenhängen. Und die Entrüstung über die fehlende Badewanne bei solchen Zeitgenossen, die sie sich eigentlich leisten könnten, ist völlig unberechtigt. Sauber kann man auch ohne sie sein, und es soll schließlich auch Menschen geben, die darin nur die tropfenden Regenschirme oder ihre Fahrräder abstellen. Ein Zeichen für das Arriviertsein war diese hygienische Einrichtung nie. So scheint sie uns doch nicht ganz zu Recht in diese Umfrage hineingekommen, wenngleich deren Ergebnis schließlich ein recht amüsantes Schlaglicht auf die Ansprüche jener geworfen hat, denen das sogenannte „deutsche Wunder“ zugute kam.

**Die  
Reichsbahn  
antwortet  
nicht**

Die östlich gelenkte „Reichsbahn“ ist mit ihren zahlreichen S-Bahnlinien, dem weitverzweigten Güterstreckennetz und den Interzonenverbindungen nach Hamburg, Köln, Frankfurt/M. und München immer noch der größte Verkehrsbetrieb West-Berlins. Fast 100 Dienststellen mit 10 000 Angestellten unterhält die Reichsbahn in den drei westlichen Sektoren, nimmt monatlich etwa 5 Millionen Westmark an Fahrgeldern und Frachtkosten ein — die wirtschaftliche Bedeutung ist also nicht zu unterschätzen. Wenn auch von diesen Einnahmen monatlich wieder 3,5 Millionen Westmark für Löhne und Betriebskosten ausgeworfen werden, verbleibt der kommunistischen Reichsbahn-Direktion im Berliner Sowjetsektor doch ein erheblicher Reingewinn, der zum größten Teil an das SED-Zentralsekretariat für die Finanzierung der Untergrundar-





beit in der Bundesrepublik abgeführt werden muß. Und bei der Betrachtung dieser nüchternen Zahlen ist es um so verwunderlicher, daß das alte Prinzip im Verkehrswesen „Sicherheit zuerst“ völlig außer acht gelassen wird. Früher war es üblich, sich bei den Auskunftsstellen der Reichsbahn über die beste Verbindung nach Mitteldeutschland telefonisch zu erkundigen, während auf der anderen Seite mancher West-Berliner die letzten S-Bahnzüge in Richtung Falkensee, Speditionsfirmen Frachtsätze für Stückgut und ähnliches erfahren wollten. Das war einmal durchaus möglich, aber seit dem 27. Mai 1952 antwortet die Reichsbahn nicht mehr. Telefon-Anschlüsse, die man heute unter der Rubrik Reichsbahn im West-Berliner Fernsprech-Verzeichnis findet — allerdings solche von Ost-Berliner Ämtern — existieren nur auf dem Papier. Auf jeden Anruf — beispielsweise der Nummer 67 00 15 — antwortet das anhaltende Besetzt-Zeichen. Die Leitungen sind tot, blockiert im Zeichen des östlichen Telefon-Krieges.

Über die örtlichen Vermittlungsstellen konnte man die West-Berliner Bahnhöfe nur vor der Währungsreform erreichen, dann ließ die Reichsbahn aus „Ersparnisgründen“ die Leitungen abschalten und baute unter Verwendung der eigenen Kabelstränge ein Fernsprechnet auf, das an das Ost-Berliner Vermittlungssystem angeschlossen ist. Über Umwege konnte man allerdings bis zum 27. Mai 1952 von West-Berlin aus mit sämtlichen Bahnhöfen der Reichsbahn telefonieren. Aber seit diesem Zeitpunkt können die West-Berliner Dienststellen der Reichsbahn nur noch über das bahneigene Netz mit Ost-Berlin oder untereinander sprechen, jede Verbindung mit dem Ortsnetz der drei westlichen Sektoren ist unterbrochen. Es ergibt sich also die beinahe lächerliche Situation, daß ein Angestellter einer „westlichen“ Reichsbahn-Güterabfertigung bei Ankunft bestimmter Frachtgüter die nächstgelegene Fernsprechzelle aufsuchen muß, um der Empfänger-Firma ihre Fracht anzukündigen. Auch jeder Aufsichtsbeamte, der bei Unglücksfällen die Hilfe der Polizei oder Feuerwehr in Anspruch nehmen muß, kann diese nur über die nächste öffentliche Fernsprechzelle anfordern. Kostbare Minuten gehen dabei verloren, Schwerverletzte können unter Umständen derartige Verzögerungen mit dem Leben bezahlen. Selbst bei einem Raubüberfall kann das Verbrechen nur auf Umwegen gemeldet werden. Die Ost-Berliner Reichsbahndirektion kann Gründe für die telefonische Abschneuerung ihrer West-Berliner Dienststellen nicht angeben, die Nebenzentralen der Bahnhöfe in den Westsektoren sind noch vorhanden und intakt, können also jederzeit an das örtliche Fernsprechnet angeschlossen werden. Daß solche Anschlüsse lebenswichtig sind, beweisen die schweren Unglücksfälle der letzten Monate. Feuerwehr und Polizei konnten nur dank der Aufmerksamkeit und uneigennütigen Hilfe von West-Berliner Bürgern, die dem Reichsbahngelände benachbart wohnen, Hilfe gewähren.

## Ein seliges, seliges Sterben

### *Erzählung*

Die Tür fällt zu, nach der umhüllenden Brutwärme des Draußen trifft die Kühle des verdunkelten Zimmers wie ein Schlag, hohles Dröhnen eines zufallenden Traumtores, Vorhof des Sterbens.

„Er ist nicht mehr klar im Kopf“, plärrt die Stimme der Haushälterin, und das Mahagonibett steht an der Wand wie ein Katafalk. In der Totenstille gurgelt mühsam der Sterbende, aber die Mühe ist nicht mehr sein, er hat sie hinter sich, nur die Hülle noch müht sich, den schweifenden Geist einzuholen. Langsam tritt das Zimmer in Umrissen hervor, die aufgespeicherte Sonnenwärme schwindet aus dem Körper des Mädchens, es nimmt die Kühle in sich auf wie ein zärtliches Wort, eines der vielen zärtlichen Worte des Mannes, der jetzt fortgeht.

„Er hat seit drei Tagen nichts mehr gegessen“, nörgelt die Stimme der Haushälterin, „ich dachte immer, wenn er etwas essen würde —“

Das Mädchen sieht, die Frau ist seit Tagen nicht aus den Kleidern gekommen, der eingelegte Fußboden ist fleckig, aber der Katafalk hat schneeweißes Bettzeug, er soll würdig sterben, sagt man ja wohl.

„Geh nur näher, er merkt es nicht“, murmelt die Stimme, und das Mädchen wehrt sich nicht, seine Schritte laufen von selbst auf das Röcheln zu. Onkel, denkt das Mädchen in das fahle Gesicht, wie dumm, ich habe Onkel zu dir gesagt, ich muß sehr klein gewesen sein, ein so sinnloses Wort zu finden. Und jetzt ist es zu spät, jetzt habe ich nichts Bessres als dieses eine leere Wort, gerade jetzt, wo ich dir so viel erzählen möchte, zum ersten Male, ich habe es nie gewagt, mit dir zu reden. Du warst zu gut zu mir, und ich wußte keine Antwort, nur Onkel. Aber wie soll ich jetzt mit dir reden, wo ich keinen Namen für dich habe?

„Er hat dich so geliebt“, klagt die rührselige Stimme, „er hat sich immer Kinder gewünscht.“

Vater, denkt das Mädchen und horcht auf das Wort, ich habe mir immer einen Vater gewünscht, aber ich war klein damals, wie klein muß ich gewesen sein, daß ich mich so schämen konnte? „Ist dein Vater ein Neger?“ hatte der Junge auf der Straße gefragt, und ich schämte mich, ich wußte nicht, was ein Neger ist, aber ich schämte mich, und ich war froh zu sagen, daß du nicht mein Vater seist.

Das Mädchen betrachtet den kahlen, dunkelhäutigen Schädel auf dem Kissen und lächelt. Neger, wie dumm wir waren, du hattest gekräuseltes Haar, und da habe ich dieses Haar nie mehr leiden können, ich wußte nicht, warum, heute würde ich es lieben.

„Du“, sagt das Mädchen und beugt sich über das qualvolle Röcheln, „ich bin gekommen.“

„Er versteht nichts mehr“, brabbelt die Haushälterin hartnäckig und zieht die Decke noch glatter. Die geschlossenen gelblichen Augenlider sind dem Mädchen ganz nah, reglos, nur durch den Mund dringt, tief aus der Brust herauf, das monotone Röcheln.

Alles verstehst du, erst verstehst du, weil du nichts mehr siehst und hörst, weil du nicht mehr Onkel Vater Neger bist, jetzt kann ich dir auch sagen —

Was kann ich dir sagen?

War es, daß ich dich immer lieb hatte und traurigwütend darüber war, weil du mein Vater hättest sein können, weil ein Vater etwas Selbstverständliches ist und man sich seinetwegen sogar schämen kann?

Der Raum wird dunkler, und mit einem plötzlichen Ächzen fährt der Sterbende hoch und setzt sich auf. Dann schlägt er die Decke zurück und tastet mit den Füßen auf den Boden.

„Immer will er aufstehen“, jammert die Haushälterin schrill und wickelt den Morgenrock fester um ihn. „Er bekommt keine Luft mehr im Liegen.“



Zeichnung; Rolf Wagner



Der Mann sitzt mit hängendem Kopf auf dem Bettrand, die Augen geschlossen, aber das Röcheln hört man kaum mehr. Seine Füße stecken in wollenen Socken, aber die Füße haben ausgedient, es ist alles nur noch Hülle, und das Mädchen sieht die Hüllen wie eine Attrappe im Schau-  
fenster. Der gesenkte Kopf ist dicht vor ihm, der Katafalk riecht nach Leinen, Schweiß und welkenden Blättern.

Ich hätte dich lieben können —

Ein Vorhang zerreißt mit Krachen, alles ist gesagt jetzt, nichts bleibt mehr, kein Wort, es war alles, was je zu sagen war, von Anfang an. Wie ein Blutquell steigt es in ihr auf, ich hätte dich lieben können, ich hätte dich lieben können.

„Es kann noch Tage dauern“, leiert die Stimme, „der Arzt hat gesagt, es kann noch Tage dauern.“ Und dann: „Hast du keine Angst, mit ihm allein zu bleiben? Ich geh nur einen Augenblick hinaus.“

Sie rühren sich nicht, der Mann auf dem Katafalk und das Mädchen, sie sterben mit geschlossenen Augen. Nun sie allein sind, blasen Traumtrompeten, stark und grell Trompeten, ein mächtiges Gedröhn von Stimmen steht auf, vielen Stimmen, ein seliges, seliges Sterben, fällt dem Mädchen ein Lied ein, ein seliges, seliges Sterben. Es beugt sich über den Totenschädel und küßt ihn, und da hebt der Mann die Augen, dunkel und fern, und sieht sie an. Jetzt weiß er, daß er sterben wird, ich habe ihn geküßt, darauf hat er immer gewartet, als ich auf seinen Knien geritten bin, als er mich Lesen lehrte und aufs Pferd half, weil meine Beine noch zu kurz waren, darauf hat er immer gewartet, und nun wird er sterben. Ich habe es ihm gesagt.

In den dunklen schweifenden Augen schlägt dröhnend ein Tor auf, dröhnend wie ein Traumtor und doch kein Traumtor, und in den Vorhof trappeln Pferde, schwarze Pferde, ihr Hufschlag trifft in die Mitte, und auferstehen ungesagte Worte und werden ewig leben.

Das Mädchen geht hinaus, ohne sich umzuwenden, in der Küche schluchzt die Haushälterin und bügelt ein schwarzes Kleid, Treppen wie Watte, ein seliges, seliges, und auf der brennenden Straße singsangen Kinder, singen, ein seliges, und die Sonne zerschmilzt das Dröhnen, und alles ist Auferstehen.

## Urwald in der großen Stadt

*Erzählung*

(Schluß)

Dhlomos Träume gewinnen wieder an Kraft, während der Zweifel verblaßt. Eines Tages geht er nicht zur Arbeit, sondern fährt nach Alexandra, um Seabatas Verwandten, die so freundlich zu ihm waren, einen Besuch abzustatten. Er muß Mary wiedersehen. Es ist nicht leicht, das Haus wiederzufinden; er irrt zwischen vielen Häusern umher und verliert beinah den Mut. Plötzlich hat er es entdeckt. Er hat seine Gitarre mitgebracht und betritt fröhlich klimpernd den Raum, in dem George und Paulina beim Essen sitzen.

Keine Mary.

Die Vorfreude weicht aus Dhlomos Gesicht. Seine Finger bleiben steif auf der Gitarre liegen.

Mit einem Fluch springt George vom Tisch auf. Ehe Dhlomo ein Wort herausbringen kann, packt der Polizist ihn mit fachmännischem Griff am Kragen und befördert ihn mitsamt seiner Gitarre auf die Straße.

Dhlomo weiß nicht, wie ihm geschehen ist. Er betastet die Gitarre — gottseidank, sie ist heil geblieben. Er erhebt sich aus dem Staub. Er klopft sich den schönen neuen Sakko ab. Ein paar Kinder lachen ihn aus. Er geht langsam weiter, biegt um die nächste Ecke und lehnt sich an eine Hauswand. Er versucht, seine Gedanken zu sammeln und einen Sinn in den Vorgängen zu finden. Aber er grübelt nicht lange. Er begreift, daß Seabatas Onkel böse auf ihn ist, und daß er nicht mehr in das Haus des Polizisten gehen darf, und daß er Mary nicht gesehen hat, und daß er nach Johannesburg zurückfahren muß. Das genügt ihm. Das sind die Tatsachen. Er denkt nicht daran, sich dagegen zu sträuben. Aber er bleibt noch eine Weile an der Hauswand stehen und starrt gedankenlos die Leute an, die an ihm vorbeigehen.

George hat sich wieder hingesetzt und schnauft vor Groll und Aufregung.

„Ein Glück, daß Mary bei ihrer Freundin ist“, meint Paulina. Sie weiß, daß Mary der Kette nachtrauert, und weiß auch, was das zu bedeuten hat. Das arme Kind ist noch so dumm. Wer kann sagen, was für ein Teufel in sie hineingefahren wäre, wenn sie diesen Dhlomo wiedergesehen hätte. Vielleicht hätte sie geschrien, als der Vater ihn hinauswarf, und die ganze Nachbarschaft wäre zusammengelaufen. Ja, es ist gut, daß sie nicht da war, stellt Paulina nochmals aufatmend fest. George pflichtet ihr bei und nickt ingrimmig. Es gibt nichts, was er mehr haßt als Störungen der Ordnung und des gleichmäßigen Ablaufs in seinem Hause.

Dhlomo sieht Mary auf sich zukommen.

Sein Herz klopft auf einmal wie eine Alarmtrommel. Jetzt hat sie ihn erkannt.

Sie stehen zusammen, halten sich ungeschickt an den Händen und schauen sich an. Es ist ihnen heiß unter der Haut, sie sagen ein paar Worte, sie lachen sich mit den Augen an, ihre Finger sind ineinandergeschlungen und spielen miteinander. Plötzlich huscht ein Schatten über Marys Gesicht. Sie ist traurig. Sie weint.

„Was hast du?“ fragt er ruhig.

„Die Kette ist zerbrochen.“

„Ich werde dir eine andre schenken.“

„Es wird nicht dieselbe sein.“

„Eine schönere.“

„Es wird nicht die Kette sein, die du mir damals gegeben hast.“

Er ist hilflos und hat Kummer in den Augen. „Was soll ich tun?“ fragt er demütig.

Sie schmiegt sich an ihn. „Ich brauche keine Kette, wenn ich dich habe.“

Es vergehen Augenblicke, oder Ewigkeiten, oder die Zeit steht still, und nichts ist mit Worten zu messen.

Dann berichtet sie hastig, was sich alles ereignet hat. Sie fährt mit den Fingern über die Furchen, die sich auf seiner Stirn bilden. Die Furchen verschwinden. Lachend schildert er seinen mißglückten Besuch. Mary legt eine Hand fest auf seinen Arm und redet auf ihn ein. Bei ihren Eltern darf er sich nicht mehr sehen lassen. Sie muß jetzt nach Hause, ihre Eltern sollen keinen Verdacht schöpfen, aber er muß wiederkommen, zu ihr kommen, heimlich, wenn alle schlafen — heute abend noch!

„Wann?“

„Um Mitternacht. Dann werden die Eltern nicht aufwachen, sie haben einen festen Schlaf, sie schnarchen beide, sie werden nichts hören. Kommst du?“

Dhlomo nickt stumm.

„Bis dahin mußt du dich verstecken. Es ist besser, wenn dich niemand sieht. Kommst du?“

„Ja, ich werde kommen. Ich werde vor deinem Fenster pfeifen.“

„Aber leise!“ Sie lacht. „Die Nachbarn haben scharfe Augen und lange Ohren.“

Ehe George am nächsten Morgen um sechs Uhr zum Dienst geht, wirft er einen kurzen Blick in den Nebenraum, in dem seine Tochter schläft. Sie liegt mit ausgebreiteten Armen da, das Gesicht verklärt, den lächelnden Mund halb geöffnet, als ob ein letztes Wort unausgesprochen geblieben wäre. Wenn George wüßte, daß ein heißer Abschiedskuß das Wort zurückgedrängt hat, würde er einen Tobsuchtsanfall kriegen, vielleicht einen Schlaganfall. Aber er ahnt nichts und nimmt das Bild eines unschuldsvollen Engels mit auf den Weg.



Dhlomo fährt einmal oder zweimal in der Woche nach Alexandra, natürlich nie zum Wochenende, denn dann herrscht Seabata im Hause. Manchmal opfert Dhlomo einen Arbeitstag und kommt schon vormittags. Dann treffen sie sich bei Marys Freundin, deren Eltern zur Arbeit fortgehen, und wenn die Liebenden allein gelassen werden, ist der Tag so schön wie die Nacht.

Daß sie ihre Liebe geheimhalten müssen, betreiben sie wie ein fröhliches Spiel. Es ist ein gefährliches Spiel, man kann es nicht ewig spielen, eines Tages wird alle Vorsicht umsonst sein, und dann wird aus dem Spiel blutiger Ernst. Dieses Ende gehört zu den Regeln des Spiels, aber Liebende verschließen die Augen und glauben an kein Ende. Nur vor Seabata haben sie eine unbestimmte Angst. Mary hat seine unflätigen Drohungen nicht vergessen.

So vergehen Wochen und Monate. Die dunklen Gedanken unter der Oberfläche haben Unrecht gehabt; die Ahnungen, die anfangs Unruhe und Unsicherheit in die Heimlichkeit hineingetragen haben und den zwangsläufigen Zusammenbruch des Glückes prophezeiten, waren falsch. Die Angst vor Seabata ist eingeschlafen. Alles geht gut, niemand trübt die Freude, das Glück ist ohne Ende . . .

Das Glück ist ohne Ende.

Da, mit einem Schlag, reißt ein Blitz den blauen Himmel auseinander. Sorgenwolken brechen hervor und breiten sich aus und tressen die Sonne. Aus dem ewigen Blau ist ein graues Tuch geworden. Droht der Tod? Niemand kann es wissen. Aber gewiß ist, daß das Leben droht — ein neues Leben, ein Kind. Mary ist ein paarmal übel geworden, sie hat es vor der Mutter nicht verbergen können, sie muß alles gestehen und heult, als ob ihr das Herz brechen wolle.



Zeichnung: R. Jungers

Paulina schreit, ringt die Hände, jammert. Was soll nun werden? Was wird George sagen, der Pfarrer, die ganze Stadt? Es ist nicht auszudenken. Aber als der Sturm in ihrem Innern sich gelegt hat, ist sie nur noch die Mutter. Sie nimmt Mary in die Arme, schaukelt sie, tröstet sie.

Während Paulina am Waschtrog steht, wandern nüchterne Gedanken durch ihren Kopf. Mary ist nicht verheiratet, sie ist noch sehr jung, sie gehört einer strengen Kirche an, sie ist die Tochter eines ehrbaren Beamten — nein, man darf dem hämischen Klatsch kein Ziel bieten, man darf keine Schande über das Haus bringen. Es wäre besser, wenn das Kind nicht zur Welt käme.

Paulina atmet erleichtert auf. Die Lage ist geklärt. Nun gilt es, einen Weg zu finden. Es gibt Frauen in Alexandra, die ein Gewerbe daraus machen, den natürlichen Verlauf der Dinge zu unterbrechen und jungen Mädchen die Unschuld zurückzugeben. Aber diese Frauen, die ihre Tätigkeit im Verborgenen ausüben müssen, können trotz aller Vorsicht nicht mit Sicherheit vermeiden, daß ihre Besucher beobachtet werden. Jede Stadt ist ein Dorf. Auch in Alexandra, wo über hunderttausend Menschen zusammenwohnen, wissen die Leute schnell Bescheid, wenn etwas Ungebührliches geschehen ist.

Paulina überlegt, daß man eine andre Eingeborenenstadt, wo einen niemand kennt, aufsuchen könnte — Orlando oder Sophiatown oder White City. Aber die Ausführung und Geheimhaltung dieses Planes wäre mit tausend Schwierigkeiten verbunden, und es wäre kaum möglich, glaubhafte Erklärungen zu finden. Muß man sich denn überhaupt an diese Frauen wenden, die keinen guten Ruf haben und einen Haufen Geld kosten? Sie haben ihre Kunst den Weißen abgeguckt, und im Grunde hat Paulina sehr wenig Zutrauen zu ihnen. Eine andre, bessere Lösung fällt ihr ein.

Ihre Tante Dineo, die viele Jahre die Frau eines Medizinmannes gewesen ist und wegen ihrer übernatürlichen Kräfte und Gaben großes Ansehen unter den Eingeborenen genießt, wird das Kind aus Marys Leib wegzaubern. Dineo weiß vieles, was andern Menschen verborgen ist. Sie kann vieles, was nicht einmal die gelehrten Weißen können. Sie kann Geister bannen, Tränke und Salben mischen, Wunden mit Kräutern heilen, Schlangenbisse entgiften. Sie kann Träume deuten und im Hühnermist die Zukunft sehen. Früher war Paulina stolz auf diese Verwandte, aber seit ihrer Heirat mit George und ihrem Übertritt zum christlichen Glauben ist die Verbindung abgerissen. Sie weiß jedoch durch andere Familienangehörige, daß die Alte noch lebt. Und da sie trotz der Entfremdung durch gleiches Blut verbunden bleiben, ist Paulina fest überzeugt, daß die Zauberin Mary helfen wird.

Obwohl Paulina eine gute Christin ist, hat die Welt, aus der sie stammt und in der die Medizinmänner eine unheimliche Rolle spielen, noch immer Macht über sie — verhängnisvolle Macht, wenn der Aberglaube, die kultischen Gebräuche, die Zaubermittel, die Beschwörungen die mühsam aufgenommenen Einflüsse der Kirche verdrängen, wenn all das Vergangene, scheinbar Versunkene, die Autorität des Kraals, des Stammes, des Urwalds aus den Tiefen aufsteigt, im Bewußtsein wieder lebendig wird, auf

Entschlüsse einwirkt und dadurch in das neu gewonnene, neu geordnete, gesicherte Leben innerhalb der christlichen Gemeinschaft eingreift. Es sieht in Afrika manches geordnet und gesichert aus, was plötzlich in einem Abgrund versinkt, in den die Weißen mit Erschrecken hineinstarren, ohne etwas zu erkennen. Das Taufwasser benetzt die schwarze Haut, aber es dringt nicht bis an das Herz.

Paulina weiß nichts davon, daß ihr Vorhaben sündig ist und sie wieder zu einer Heidin macht. Sie ist von dem Gedanken besessen, Mary in die Hände der alten Zauberin zu geben und alle Manipulationen, die aus Aberglauben und verbrecherischer Erfahrung fließen, gutzuheißen.

Dineo wohnt in Moroka, einer der dunkelsten, schmutzigsten Eingeborenensiedlungen am Rande der goldenen Stadt Johannesburg. Morgen wird Paulina ihr einen Brief schreiben, denn heute ist es zu spät; auch ein kurzer Brief dauert bei ihr mindestens eine Stunde. George wird bald nach Hause kommen.

Sobald sie eine Abmachung mit Dineo getroffen hat, wird sie George sagen, ihre Tante läge im Sterben und wolle Mary noch einmal sehen. Sie zweifelt nicht daran, daß er die Reise erlauben wird, denn Dineo soll sehr viel Geld haben, und er wird hoffen, daß Mary etwas davon abbekommt. Seine Habgier wird ihn blind machen. Auf keinen Fall darf George Mary etwas anmerken. Niemand darf etwas über ihren Zustand erfahren. Auch Pfarrer John nicht. Und vor allem Seabata nicht. Schweiß tritt Paulina auf die Stirn, wenn sie an die schwere Aufgabe denkt, die ihr bevorsteht. Niemand darf etwas erfahren.

Dhlomo ist der erste, der es erfährt.

Mary gesteht, daß ihr Liebster heute nacht kommen wird, und wieder bricht sie in hemmungsloses Weinen aus. Paulina beruhigt sie. Aber sie verlangt, daß das Verhältnis zu Ende ist — mit einem Schnitt, ohne Übergang, ohne Abschied. Sie selber wird ihn fortschicken, Mary soll ihn nie wiedersehen. Mary will wenigstens einen kleinen Zipfel ihres Glücks aus dem verlorenen Spiel retten. Sie bittet, sie versucht, ihrer Mutter ein bißchen Hoffnung abzuschneiden. Aber Paulina gibt nicht nach. „Wenn ich dir helfen soll, mußt du dich fügen“, sagt sie hart. Und als Mary dennoch weiterbettelt, gebraucht sie böse Worte.

Kurz vor Mitternacht erhebt sich Paulina von ihrem Lager, um in Marys Zimmer hinüberzuhuschen. George gibt regelmäßige, knurrende Schnarchtöne von sich; es besteht keine Gefahr, daß er aufwachen und ihren Entschluß durchkreuzen wird. Sie setzt sich auf Marys Bett und streichelt die tränennasse Wange ihrer Tochter. Beide lauschen angespannt und blicken auf den blaßhellen Ausschnitt, den ein fernes Licht auf den dünnen Vorhang am Fenster zeichnet. Sie warten auf das leise, zwitschernde Pfeifen, mit dem Dhlomo sein Kommen anzukündigen pflegt — die Alte voller Ungeduld, die Junge voller Schmerzen.

Jetzt! Mit einem Ruck fährt Paulina in die Höhe. Sie tickt mit einem Finger an die Fensterscheibe — Marys Antwortzeichen. Dann schleicht sie durch den schmalen Hausflur an die Tür, um Dhlomo einzulassen.

Dhlomo streckt die Arme aus und tastet in der Dunkelheit nach der



weißen Gestalt. Er ist so wenig auf eine Überraschung vorbereitet, daß er seinen Irrtum erst bemerkt, als er Paulina umschlingt und seine Hände auf ihrem massigen Rücken weit auseinanderliegen. Er stutzt, weicht zurück, ist wie vor den Kopf geschlagen. Ein heiseres Flüstern dringt an sein Ohr.

Paulina packt ihn an einem Arm und schüttelt ihn unsanft. „Hör zu!“ Sie atmet heftig, ihr Busen wogt vor seinen Augen. „Du hast Mary ein Kind gemacht — verfluchter Lausejunge! Du hast sie verführt, du hast sie unglücklich gemacht. Aber jetzt ist Schluß mit euch beiden, Schluß für immer! Wage es nicht, noch einmal mit Mary zu sprechen! Nie wieder — hast du verstanden?“ Sie drängt ihn zur Tür und faucht: „Raus mit dir!“

Dhlomo schüttelt Paulinas Hand ab. „Ich will sie sehen.“

„Nein, habe ich gesagt! Mach, daß du wekommst!“

„Ich muß mit ihr sprechen.“

„Du mußt verschwinden, weiter nichts.“ Ihr Kopf nähert sich immer mehr dem Gesicht des jungen Mannes; sie muß leise sein, damit George nichts hört, aber ihr unterdrücktes, zischendes Keifen klingt gefährlicher als Geschrei.

Dhlomo kratzt sich hilflos hinter einem Ohr. Er ist solchen unvorhergesehenen Ereignissen nicht gewachsen und weiß nicht, was zu tun ist. „Laß mich zu ihr“, bittet er in dumpfem Trotz.

„Soll Marys Vater dich totschiagen? Wenn er dich hier trifft, schlägt er dich tot.“

Unschlüssig bleibt Dhlomo in der Haustür stehen. „Vielleicht kann ich . . .“ stammelt er.

„Nichts kannst du!“ unterbricht sie ihn bellend. „Wenn George etwas erfährt, schlägt er dich tot.“ Dhlomo sieht ihre zornfunkelnden Blicke und nickt. Sie fährt fort: „Er hat dich schon einmal am Kragen gehabt, das weißt du. Sei froh, daß ich dich warne, statt dir die Augen auszukratzen.“

Dhlomo weicht nicht von der Stelle. „Ich werde Geld für das Kind geben — wenn es wahr ist, was du gesagt hast.“

„Das Kind wird nicht geboren werden. Mary wird zu einer Frau gehen, die es wegmacht.“

„Warum?“

„Geh nach Hause und wasche dir die Dummheit aus dem Kopf.“

Die einfachste Lösung der Welt kommt Dhlomo in den Sinn. „Ich werde Mary heiraten“, sagt er mit einer Sicherheit, als sei es bereits geschehen.

„Was wirst du?“ ruft Paulina überrascht aus. Die unerwartete Wendung bringt sie vollkommen aus der Fassung. Wie ein Licht erscheint ihr der Gedanke, daß sie alle Sorgen und Schwierigkeiten los sein würde, wenn Mary das Kind behalten könnte. Aber ein gewichtiger Einwand taucht in ihr auf. George ist ein Basuto, Dhlomo ein Zulu. Beide Stämme gehören zwar zur Bantu-Rasse, sind sich jedoch durch blutige Kämpfe entfremdet; der eine Stamm fühlt sich dem andern überlegen, und jeder ist zu stolz, um sich mit dem andern zu mischen. George würde sich bestimmt gegen die Heirat sträuben. Er ist keiner von denen, die in den

Städten ihr Stammesbewußtsein verloren haben; er verachtet die Entwurzelten, obwohl er ahnt, daß auch in ihnen noch die Geister der Vorfahren schlummern, und jeder Tag ein Erwachen bringen kann.

„Du bist Zulu, wir sind Basuto“, sagt Paulina ablehnend.

„Ich liebe Mary“, erwidert er schlicht. In diesem Augenblick gibt es nichts anderes für ihn.

„Wir sind Christen“, fährt Paulina fort.

„Ich will Christ werden.“

„Wegen Mary?“

„Ja.“

„Wenn du Geld oder Rinder hast, will ich bei George für dich sprechen“, sagt Paulina besänftigt und ein bißchen gerührt.

„Ich habe kein Geld und keine Rinder“, entgegnete Dhlomo, „aber ich will arbeiten und arbeiten, bis ich euch Mary abkaufen kann.“

Paulina macht ein abweisendes Gesicht. „Christen verkaufen ihre Töchter nicht“, erklärt sie. Sie wackelt vor Unruhe und Ungeduld von einem Fuß auf den andern. „Wir können jetzt nicht weiter darüber reden. Wenn mein Mann dich hier erwischt, schlägt er dich tot. Komm übermorgen wieder, dann habe ich eine Antwort.“ Sie hört ein Geräusch, fährt schreckhaft zusammen und wendet sich ängstlich um.

Es ist Mary.

Dhlomo und Mary umarmen sich wie Ertrinkende, die sich aneinanderklammern und nicht loslassen können . . .

Leise schließt Paulina die Tür hinter Dhlomo.

Paulina spricht mit George. Sonderbarerweise bricht kein Orkan los. Das Schicksal ist zu groß, um Lärm und Worte daraus zu machen. Als Paulina beginnt, blickt George sie erst verständnislos, mit blöden Augen an. Er wehrt sich durch Ausschaltung aller seiner Sinne. Dann weicht die Kraft aus seinen Beinen; er sackt in sich zusammen und senkt tief den Kopf, beinah bis auf die Knie. Es sieht aus, als ob er einen tödlichen Schlag in den Nacken erwarte.

Paulina kauert zu seinen Füßen auf dem Boden und spricht eintönig vor sich hin, ohne sich darum zu kümmern, ob er sie hört und versteht. Er ist wie ein Stück Holz — ohne Hirn, ohne Willen, ohne Gefühl. Sie sagt alles, was geschehen ist, und alles, was sie gedacht, geplant und beschlossen hatte. Dann aber sei Dhlomo gekommen, heute nacht. Er will Mary heiraten.

Jetzt braucht George nur noch Ja oder Nein zu sagen. Langsam hebt er den Kopf. Nein bedeutet unabsehbare Kämpfe, Aufregungen, schlechte Laune im Hause; er muß dann eine Rolle spielen, traurig, böse, verzweifelt sein. Wenn er aber Ja sagt, ist sofort alles klar, einfach erledigt. Er faßt nach Paulinas Hand. Und sagt: „Ja.“

Beide atmen erleichtert auf und lachen.

Dhlomo kommt am übernächsten Tag nach Alexandra und erfährt, daß alles in Ordnung ist. Als glücklicher Bräutigam kehrt er nach Johannesburg zurück.

Nun spricht George mit dem Pfarrer John. Der schwarze Geistliche, der sein schweres Amt besonders gewissenhaft und verantwortungs-

bewußt ausübt, vernimmt mit Entsetzen, daß Mary, die er immer noch für ein Kind angesehen hat, seit Monaten der Sünde verfallen ist. Da aber ihre baldige Heirat beschlossen ist, wird er ihr nur eine milde Buße auferlegen. Bis zur Hochzeit muß sie zweimal in der Woche in die Kirche gehen und jedesmal zwölf Gebete sprechen. Mit George hat der Pfarrer inniges Mitleid. Er lobt ihn wegen seines demütigen, christlichen Verhaltens und meint, es müsse ihm, der seiner Natur nach zum Jähzorn neige, gewiß schwergefallen sein, denen, die ihm so bitteren Schmerz zugefügt haben, zu verzeihen. Es ist ihm eine große Freude, daß George ihm und seiner Kirche einen neuen Anhänger zugeführt hat. Mit würdigem Eifer gibt er Anweisungen für Dhlomos Religionsunterricht und Taufe. Sie verabreden einen Termin für die Hochzeit und sind sich in allem einig. Tief befriedigt geht George nach Hause, um Paulina Bericht zu erstatten.

Pfarrer John schreibt noch am selben Abend einen Brief an seinen Sohn nach Johannesburg, um ihm die große Neuigkeit mitzuteilen. Er übermittelt ihm Georges Wunsch, Richard möge der Hochzeit als Trauzeuge beiwohnen.

Mary läuft glückstrahlend zu ihrer Freundin, um ihr zu berichten, was sich ereignet hat. Ihr ist zumute, als sei ein Wunder geschehen, ihre Seligkeit ist grenzenlos — sie muß mit einem vertrauten Menschen darüber sprechen. Die Freundin ist neidisch, weil Mary, die Jüngere, vor ihr heiraten wird. Aber sie unterdrückt die hämische Bemerkung, die ihr auf der Zunge liegt, küßt Mary, tanzt mit ihr im Zimmer herum und bietet ihr ihre Hilfe an. Sie ist froh, daß die Heimlichkeiten, die ihr immer ein bißchen Angst bereitet haben, nun aufhören.

Paulina und George sprechen mit Seabata. Eigentlich wollten sie ihm nichts über die Gründe der beschleunigten Hochzeit sagen, aber Seabata ist der letzte, der sich etwas vormachen läßt. Er beißt die Zähne zusammen und kneift die Augenlider halb zu. Hinter seiner Stirn wogen finstere Gedanken durcheinander; es dauert einige Zeit, bis sie sich ordnen.

Selbstverständlich ist er zur Hochzeit eingeladen. Er wird kommen. Aber — die ersten Funken eines Planes springen in seinem Hirn auf — vielleicht nicht als Gast, sondern . . . Er brütet vor sich hin, und die Späße, zu denen er sich hin und wieder aufrafft, haben einen falschen Klang.

Seabata ist häufig in Alexandra, aber er vermeidet es, Dhlomo zu begegnen. Jetzt, da Mary ihm entgleitet und keine Hoffnung mehr läßt, ist er verliebter als je. Sie kommt ihm noch schöner, noch reizvoller vor als zu der Zeit, wo er sich in der Sicherheit wiegte, daß sie eines Tages ihm gehören werde. Er gibt sich Mühe, seine leidenschaftliche Neigung zu verbergen, aber sobald er sich unbeobachtet fühlt, verschlingt er ihre Gestalt mit den Augen. Mary, die durch ihre Liebe zu Dhlomo milde gestimmt ist, vermeidet es, ihn zu kränken. Sie hat ein bißchen Mitleid mit ihm und ist liebenswürdig und gütig, um ihn zu versöhnen. Sie weiß, daß er sie begehrt und daß es ihm schwerfällt zu verzichten. Vor allem aber ist sie ihm dankbar, daß er Dhlomo nach Alexandra gebracht hat.

Es gibt nichts, was er heißer bereut.



Trotz seiner Geschäftemacherei und städtischen Allüren ist Seabata unkompliziert und hemmungslos wie ein Wilder. Das ist sein wahres Wesen, und alle Tünche fällt jetzt davon ab. Das Böse hat die Herrschaft in ihm übernommen. Er will nicht gut sein, er will kein Für und Wider, er will seinem Blut folgen, er will Scheuklappen tragen, denn nur so kann man triebhaft sicher in einer Richtung gehen und die Dinge sehen, wie man sie braucht.

Die Lage ist klar und eindeutig. Er liebt Mary, er war gewiß, daß er sie besitzen würde. Er hatte es Dhlomo gesagt, und doch hat Dhlomo sie ihm weggenommen. Das ist Raub! Urwaldinstinkte sind in Seabata wach. Dhlomo ist sein Feind. Er haßt ihn. Er muß ihn töten. Er wird Jagd auf ihn machen, ihm nachschleichen wie einem Löwen, einem Leoparden, und plötzlich wird er ihm aus dem Hinterhalt einen Assegai, den kurzen Wurfspieß, in den Rücken schleudern. Und dann wird er sich das Weib holen . . .

Seabata darf sich nachts auf der Straße aufhalten; er ist im Besitz eines Passierscheines, den ihm sein weißer Alkohollieferant ausgestellt hat. Als sein Plan ausgereift ist, sucht er seinen jüngsten Vetter, den Nachtwächter Andrew, auf. Andrews Brüder kommen für Seabatas Vorhaben nicht in Betracht. Das sind einfältige Burschen, die in ihren Boys-Quartieren ein geruhames Leben führen und sich nicht gern stören lassen. Ihre jährlichen Urlaubswochen verbringen sie im Kraal, wo jeder seine Frau hat, und Jahr für Jahr zeugen sie ein Kind. Andrew ist ein anderer Kerl — dreist, prahlerisch, vergnügungssüchtig. Aber seinen Dienst versieht er pünktlich und gewissenhaft.

Die beiden Vettern setzen sich auf eine Treppenstufe, stecken sich eine Zigarette an und blicken eine Weile stumm vor sich hin. Schließlich hebt der Nachtwächter den Kopf. „Wie geht dein Geschäft?“ fragt er lauernd.

Seabata weiß, was die harmlose Frage bedeutet, und nickt befriedigt. Er holt umständlich eine Flasche Brandy aus seiner Tasche, schraubt feierlich den Verschuß ab und reicht seinem Vetter mit einer theatralischen Gebärde die Flasche hinüber. Sein kindliches Komödiantentum nimmt ihn ganz in Anspruch und bläst für einen Augenblick alles Düstere, was ihn bewegt und bedrängt, fort. Andrew trinkt hastig und verschluckt sich fast beim Nuckeln; er fürchtet, Seabata könne ihm die Flasche wieder wegziehen. Die ungewohnte scharfe Flüssigkeit gluckert in seinen gierigen Mund hinein. Vor Anstrengung bekommt er einen heißen Kopf. Endlich setzt er die Flasche ab. Er ist außer Atem und stöhnt wollüstig. In seine Augen ist ein unnatürlicher, flackernder Glanz getreten.

„Ich habe etwas Schweres vor“, beginnt Seabata sein Gespräch.

Andrew spürt, daß ein Angriff hinter diesen Worten steckt. „Ich wünsche dir Glück dazu“, sagt er zurückhaltend.

„Du mußt mir helfen, Andrew.“

„Ich? Etwas Schweres?“ Andrew lacht ausweichend. Er will mit dem verbotenen Alkoholhandel seines Veters nichts zu tun haben.

„Bist du feige?“

„Wenn es sein muß, ja“, pariert Andrew kichernd die hinterhältige Frage.

Seabata blickt seinen aalglatten Vetter unwillig an. „Was ich sage, ist sehr ernst. Und betrifft auch dich.“ Er langt nach der Flasche und nimmt einen kräftigen, fachmännischen Schluck.

„Mich?“ Andrew wird unruhig. Am liebsten würde er aufstehen und einen Dienstgang vorschützen. Aber Seabatas Blick hält ihn zurück. Und die Flasche.

„Du brauchst keine Angst zu haben, Andrew. Ich, ich werde es tun. Aber ich brauche deine Hilfe.“

Andrew begreift, daß es keine gewöhnliche Sache ist, und daß er sich nicht drücken kann. Erwartungsvoll blickt er Seabata an. „Sprich.“

„Ein Zulu, der hier irgendwo am Bahnhof arbeitet, hat ein Verhältnis mit deiner Schwester.“

„Mit Mary?“

Seabata nickt. „Sie bekommt ein Kind von ihm.“

„Was?“ Andrew springt auf.

„Er hat sie verführt.“

Andrew ballt die Fäuste. Ein verworrenes Wutgefühl steigt ihm in den Hals.

„Sie ist unglücklich. Deine Eltern sind verzweifelt.“ Seabata knirscht mit den Zähnen. „Eine Schande für die ganze Familie.“

Andrew knurrt wie ein angegriffenes Tier. „Wir müssen etwas tun!“

Seabata reicht ihm die Flasche.

Andrew weiß, daß sein Vetter hinter Mary her war und sie heiraten wollte. „Du wolltest sie doch selbst —“ Während er Seabata fragend anblickt, tut er einen langen Zug aus der Flasche.

„Ja, ich wollte!“ brüllt Seabata plötzlich in die nächtliche Stille hinein. Der Lärm hallt in dem riesigen Treppenhaus wider. Es klingt schauerlich.

„Sssst . . .“ macht Andrew, ängstlich abwehrend.

„Aber deinem Vater war ich nicht gut genug!“ Gekränkte Eitelkeit und verwundete Liebe haben Seabatas Beherrschung durchbrochen. Aber schnell beruhigt er sich wieder. „Jetzt hat er den Dreck im Haus.“

„Was willst du tun?“

„Er wird sich noch freuen, wenn einer kommt, der die Augen verschließt vor der Schande.“

„Was willst du tun?“

„Und Mary . . .“ Seabata spricht seinen Gedanken nicht zu Ende. Er hebt den Kopf und blickt triumphierend ins Leere. Seine Wünsche werden sich doch noch erfüllen. Mary kann zufrieden sein, wenn ihr Kind einen Vater bekommt.

„Was willst du tun, Seabata?“

„Ihn töten — den Hund“, stößt Seabata hervor, ohne die Lippen zu bewegen.

„Töten . . .“ sagt Andrew langsam vor sich hin.

„Wir beide müssen ihn töten.“

Andrew schüttelt den Kopf. „Ich bin nicht geschickt genug, um so etwas zu tun. Ich habe keine Lust, meinen Kopf zu verlieren.“

„Du riskierst nichts.“

„Man riskiert immer.“

„Willst du deine Schwester zur Hure machen lassen?“

„Ich kann nicht töten. Ich bin zu schwach. Als Kind konnte ich den Assegai werfen, ohne mit dem Herzen zu zucken. Aber hier . . .“

„Ich kann es noch. Ich habe es noch im Blut“, sagt Seabata schwer atmend, ein verzerrtes Lächeln um den Mund, die Augen stier auf Andrew gerichtet.

„Ich nicht, ich nicht. Aber . . . vielleicht kann ich dir helfen? Ich will dir helfen.“

Seabata bricht in leises Lachen aus und schlägt Andrew auf einen Arm. „Mehr sollst du gar nicht tun, du Held.“

Andrew ist nicht mehr ganz nüchtern und stottert: „Wieso . . . Held?“

Seabata nimmt ihm die Flasche aus der Hand. „Paß genau auf, was ich dir sage!“ Mit knappen, klaren Worten entwickelt er den Plan, den er sich zurechtgelegt hat. Er will Dhlomo bestellen lassen, daß er eine wichtige Nachricht von Mary für ihn habe. Am Abend um halb neun, wenn es dunkel ist, soll Dhlomo in einer stillen Straße an einer vereinbarten Ecke auf ihn warten. Dort steht ein leeres, zum Abbruch bestimmtes altes Haus. Im Hausflur wird Seabata sich versteckt halten. Andrew soll Dhlomo entgegengehen. An der Ecke soll er ihn ansprechen. Dabei wird Dhlomo dem Hauseingang den Rücken zukehren, und Seabata wird ihn mit einem schmalen Fleischermesser erstechen.

„Und wenn er um Hilfe ruft?“

„Er wird keine Zeit dazu haben.“

„Und wenn er sich wehrt?“

„Tote wehren sich nicht.“ Seabata lacht. „Außerdem wird er seine Gitarre bei sich haben und dadurch behindert sein.“

„Und wenn Leute kommen?“

„In der Gegend ist wenig Verkehr, und die Straßen sind schlecht erleuchtet. Ehe jemand etwas merkt, ist die Leiche im Hauseingang verschwunden.“

„Es kann nicht schief gehen?“

„Ich habe alles genau berechnet.“

„Gut“, sagt Andrew schläfrig.

„Hier. Du kannst die Flasche behalten.“

Fast täglich kommen in den großen Städten unter den Eingeborenen Morde vor. Man ist es gewohnt, es wird nicht viel Aufhebens davon gemacht, und die Zeitungen genügen ihrer Informationspflicht durch eine kurze Notiz. Meist stehen primitive, oft sinnlose Tragödien dahinter, Triebe, die seit den ersten, instinkt gelenkten Menschen bis zu den heutigen, moralgebundenen Kulturgeschöpfen gleich geblieben sind. Bei Seabata ist der Weg vom Haß zur Tat nur kurz. Seine Gedanken haben eine einzige Richtung, ein einziges Ziel: Dhlomo beseitigen, damit Mary frei wird. Alle Vernunft ist ausgeschaltet. Und wenn sich dennoch Bedenken aufdrängen wollen, so spült der Alkohol sie fort.

Ahnungslos, auf seiner Gitarre klimpernd, geht Dhlomo durch die Stadt, durch den Urwald — vorbei an den Hochhäuserbäumen und dem



Gestrüpp der niedrigen Backsteinbauten, vorbei an den Herden von Omnibuselefanten und dem wimmelnden Getier der Menschenmenge. Ahnungslos — und doch müßte er wissen, daß in der Wildnis ständig Unheil aus dem Hinterhalt droht.

Aber er ist viel zu glücklich, um Gefahr zu wittern und Vorsicht zu üben. Seine Nerven schlafen. Keine Vorahnung, keine Warnung schwingt in ihnen, als er sich der Ecke nähert, wo er Seabata treffen soll. Sie regen sich auch nicht, als kurz vor der Ecke ein Betrunkener auf ihn zukommt.

Der Alkohol hatte Andrew mit Mut erfüllt, aber jetzt macht er ihn plötzlich feige. Andrew möchte umkehren und mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun haben. Aber er fürchtet sich vor Seabata. Aus Angst verpaßt er den richtigen Augenblick. Dhlomo spürt nur die Liebe in seinem Herzen, nicht das Verhängnis, als der Fremde ihn anspricht und um Feuer bittet.

Andrew hat Dhlomo ein paar Sekunden, ein paar Schritte zu spät aufgehalten. Ein Risiko ist entstanden.

Seabata hat die Kehle voll Wut. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als die verlorenen Schritte selbst zu tun. Wie eine Wildkatze auf der Jagd, geräuschlos, mit angespanntem Körper, alle Sinne auf das Opfer gerichtet, schleicht er heran. Blitzartig saust das spitze Messer durch die Luft.

Aber plötzlich ist Dhlomo im Urwald, ein Stück Natur, tausend Jahre zurück, von Gefahren umgeben. Er zuckt zusammen, fühlt ein geducktes Raubtier hinter sich, spürt im voraus den Absprung, den Stoß des Messers — jäh dreht er den ungedeckten Rücken zur Seite. Seabata kann den Schwung nicht mehr aufhalten, das Messer fährt schräg in die Gitarre hinein, Splitter krachen, Saiten summen grell, Seabata taumelt, Andrew rennt davon, seine Schuhe knallen auf das Pflaster, ein Auto gleitet vorbei, ein Passant bleibt stehen, Seabata verschwindet mit einer geschickten Wendung um die Ecke, läuft, läuft, läuft, rettet sich in einen dunklen Hausflur.

Dhlomo hat erwartet, daß der Angreifer ihn nochmals anfallen werde; seine Sinne, seine Glieder sind gespannt. Aber der Unbekannte ist verschwunden; er hat sich gehütet, sich auf einen offenen Kampf mit dem Größeren, Stärkeren einzulassen. Dhlomo wirft die zertrümmerte Gitarre durch ein scheibenloses Fenster des leeren Hauses, blickt sich noch einmal scheu, verwundert um und geht mit dumpfem Kopf davon. Er begreift nicht, was geschehen ist. Erst als er auf seinem Lager liegt, wird ihm alles klar. Seabata trachtet ihm nach dem Leben. Ja, es war Seabata — nachträglich erkennt er ihn.

Der Angriff ist mißlungen. Dhlomo ist überzeugt, daß Seabata ihn wiederholen wird. Er fühlt die Drohung, er ahnt, daß morgen der neue Überfall geschehen wird, er muß sich schützen, er muß die Gefahr abwenden, er muß seinen Gegner unschädlich machen.

Es gibt ein Mittel. Ob es anständig ist oder nicht, diese unnütze Frage, die die Tatsachen und Notwendigkeiten nur verwirrt, ohne sie aus der Welt zu schaffen, ist für Dhlomo nicht vorhanden. Es gibt ein Mittel, und er wendet es an.

Alkoholverkauf an Eingeborene gilt als schweres Verbrechen. Wenn Seabata ins Zuchthaus kommt, ist Dhlomo gerettet. Solange Seabata eingesperrt ist, ist auch seine Mordgier eingesperrt. Dhlomo hat ein festes Ziel, aber es ist nicht leicht, den Weg zu finden. Wo macht man eine Anzeige? Ist ein Polizist auf der Straße mächtig genug, um eine so große Anzeige entgegenzunehmen? Dhlomo blickt suchend nach allen Seiten, aber kein Polizist ist zu sehen, und auch sonst ist niemand da, der ihm Auskunft geben könnte. Während er langsam weitergeht, fällt ihm Lamanzi ein. Ja, den will er fragen.

Lamanzi ist älter und erfahrener als Dhlomo, aber mit den Behörden und Bestimmungen, den Gerichten und Gesetzen der Weißen kennt er sich auch nicht aus. Er ist jedoch bereit, Dhlomo zu helfen. Er erkundigt sich, wo eine Polizeistation ist. Er will selber hingehen und Seabata anzeigen. Es ist besser, wenn Dhlomo mit der Sache nichts zu tun hat. Durch seine frühere Beziehung zu dem Alkoholschieber könnte er leicht in falschen Verdacht geraten. Außerdem könnte Seabata erfahren, wer ihn denunziert hat, und sein Haß soll nicht wachsen, sondern einschlafen. Für sich befürchtet Lamanzi nichts. Er ist für Seabata ein Fremder und unerreichbar, denn in einigen Tagen wird er aus Johannesburg verschwinden, um in seinem Kraal zu leben.

Seabata wird verhaftet. Seine weitverzweigte Organisation, die den Absatz in den städtischen Compounds und vor allem in den Compounds der Minen besorgt, wird aufgedeckt. Nach den Zwischenhändlern wird gefahndet.

Lamanzi hat sich alles sehr klug ausgedacht. Aber er wußte nicht, daß er, der die Anzeige erstattet, Kronzeuge ist und daher Johannesburg vor Beendigung des Prozesses nicht verlassen darf. Es nützt ihm auch nichts, daß er Dhlomos Namen verschweigen will und ausweichende Antworten gibt. Dem gewiegten Untersuchungsrichter, der alles mögliche durcheinanderfragt, fällt es nicht schwer herauszubekommen, daß Dhlomo mit dem Angeklagten in Verbindung gestanden hat. Vor allem wußte Lamanzi nicht, daß seine Hilfsbereitschaft Dhlomo die Möglichkeit nehmen würde, sich dem Gericht zu entziehen. Der Angeber genießt den vollen Schutz des Gesetzes. Wäre Dhlomo Kronzeuge, so könnte er nach dem geltenden Recht nicht als Mitschuldiger verhaftet oder bestraft werden.

Dhlomo wird vernommen. Er ist so eingeschüchtert, daß er sich ungeschickt verteidigt. Man hält ihn für einen Lügner. Er wird einem Kreuzverhör unterzogen. Der Verdacht verstärkt sich, daß er dem Ring der Alkoholverkäufer angehört und wichtige Spuren zu verwischen trachtet. Da Verdunkelungsgefahr besteht, wird er ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Seabata wird nach Dhlomo gefragt. Das Blut schießt ihm in die Augen, als er den Namen hört. Er bekommt heraus, daß hinter dem Hauptzeugen Lamanzi sein alter Feind steht. Das wird eines Tages blutig gerächt werden! Seine Gefühle gegen Dhlomo vergiften sich immer mehr, und er sinnt auf Mittel und Wege, um ihm Schaden zuzufügen. Vorläufig

begnügt er sich damit, den Verhaßten falsch zu beschuldigen und zu behaupten, Dhlomo habe Brandy für ihn verkauft und sei mit dem Geld durchgebrannt.

Dhlomo streitet alle Schuld entschieden ab. Aber die Nachforschungen ergeben, daß er in seinem Compound Brandy angeboten hat. Erst erinnert sich einer daran, dann ein zweiter; ein dritter kann beschwören, daß er Dhlomo gefragt habe, wieviel die Flasche koste.

„Ist das wahr?“

Dhlomo muß es zugeben. Es sei aber nicht zu einem Kauf gekommen. Lamanzi kann es bezeugen. In diesem einen Fall ist Dhlomo entlastet. Es steht aber fest, daß er die Hände im Spiel gehabt hat. Er bleibt in Haft.

In Alexandra herrscht helle Aufregung. Die Hochzeit muß verschoben werden. Dem Bräutigam sitzt im Gefängnis. Der schöne Festplan, den George und Paulina sich ausgedacht haben, fällt ins Wasser. Sie wollten mit der ganzen Familie und ein paar guten Freunden am Sonntag, dem Tag vor der Trauung, nach Johannesburg fahren. Dort hätten sie sich zuerst die Kriegstänze angesehen, die von den Minenarbeitern abgehalten werden, und nachmittags wären sie in den großen Zoo gegangen, wo der Eintritt nichts kostet und allen Menschen, gleich welcher Hautfarbe, gestattet ist. Da gibt es keine Elefanten „Nur für Europäer!“ und keine Löwen „Nur für Eingeborene!“ Das hatte der Stifter des Zoos zur Bedingung gemacht.

Da Mary verweinte Augen hat und sich nicht trösten läßt, entschließt sich George, einen Anwalt zu befragen. Das kostet Geld, aber sie werden sowieso demnächst ihr Einkommen erhöhen, denn Paulina will das vordere Zimmer vermieten. Wenn Dhlomo wieder frei ist, werden sie zu viert in einem Raum hausen und immer noch mehr Platz haben, als die meisten Leute in den Eingeborenenstädten. Im Vorderzimmer können mindestens acht Personen Unterkunft finden. Die Einnahme wird einen schönen Zuschuß zu dem mageren Gehalt des Polizisten ausmachen.

Die Anklage wird erhoben. Im Verlaufe der Verhandlung ergibt sich, daß Dhlomo zwar verdächtig ist, sich am Vertrieb von Alkohol beteiligt zu haben, ihm aber nichts Bestimmtes nachgewiesen werden kann. Das belastende Zeugnis des Hauptangeklagten Seabata wird als nicht genügend beweiskräftig erachtet. Dhlomo wird freigesprochen.

Seabata dagegen hat Pech. Seine Lage hat sich erheblich verschlechtert. Es stellt sich heraus, daß er vor einigen Jahren bereits einmal wegen des gleichen Vergehens bestraft worden ist. Damals war er mit zwei Monaten Zwangsarbeit davongekommen. Diesmal erkennt das Gericht — da er rückfällig ist, und in Anbetracht des großen Umfanges seiner illegalen Geschäfte, die sich gelegentlich auch auf den Handel mit dem Rauschgift Dagga erstreckt haben — auf achtzehn Monate Zuchthaus, ohne Anrechnung der Untersuchungshaft. Dhlomo kann sich eine Zeitlang sicher fühlen.

Alles, was das Gleichmaß des Lebens bedrohte, hat sich zum Guten gewendet und fließt nun in dem ruhigen Strom des Alltags dahin.



Dann unterbricht ein großes Ereignis den eintönigen Verlauf. Kurz nachdem Dhlomos Taufe stattgefunden hat, wird die Hochzeit gefeiert. Eine Menge Gäste nehmen an der Festlichkeit teil. Von Anfang an herrscht eine ausgelassene, übermütige Stimmung. Das Lager vor dem Haus gleicht einem Hexenkessel, in dem unbezähmbare Naturgewalten brodeln. Im Scheine lodernder Flammen wird gegessen und getrunken, geschwätzt und gelacht, getanzt und gesungen und gelärmt — alles ohne Maß, ohne Verstand, ohne Hemmung. Die ganze Gesellschaft gibt sich einem irr-sinnigen Taumel hin, es ist, als haben Dämonen Besitz von ihr ergriffen. Männer und Frauen schwelgen in wilden Ausbrüchen von Lust und Freude, sie überbieten sich in grotesken Bewegungen und unzüchtigen Anspielungen, sie schwitzen vor Erregung und vor Hingabe an den entfesselten Augenblick. Ihr tierhaftes Geschrei mischt sich in die rasenden Rhythmen der Trommeln und anderer Instrumente. Seabatas Privat-lager, die Kiste mit den verbotenen Getränken, trägt nicht wenig zu den Auswüchsen des Festes bei, und George, der Polizist, muß immer wieder zu einer Flasche greifen, um seine Skrupel zu betäuben.

Als die Feuer erlöschen, ist der Rausch vorbei. Tiefer Schlaf leitet zur gewohnten armseligen Wirklichkeit hinüber.

Der Alltag ist wieder laut oder leise, grau oder ein bißchen rosig, stumpf oder heiter, schwer oder ein bißchen weniger schwer — je nachdem, was die Menschen daraus machen.

Dhlomo, der jetzt Daniel heißt, gewöhnt sich nur langsam an seinen neuen Namen. Wenn er mit Mary allein ist und Zärtlichkeiten mit ihr austauscht, ist er glücklich, wenn sie ihn Dhlomo nennt, und er nennt sie Nomusa. Die fremde Lehre versteht er kaum. Neue Worte, neue Begriffe finden nicht leicht Eingang in seine Seele. Aber er befolgt gehorsam die Gebräuche, die Pfarrer John ihm mühsam beigebracht hat, versucht die Lieder mitzusingen und fügt sich willig den Zeremonien.

An seiner neuen Arbeitsstätte in Johannesburg, wo er die Aufsicht über eine Kolonne hat, verschweigt er seinen Übertritt zur Kirche der Weißen, obwohl sie längst auch die Kirche vieler Schwarzer ist. Die meisten Eingeborenen, die die Taufe empfangen haben, betonen stolz, daß sie Christen sind. Aber Dhlomos Glaube ist nicht an ein Bewußtsein gebunden. Dhlomo hat seinen Glauben im Blut.

Eines Tages bringt Mary eine Tochter zur Welt. Sara soll sie heißen. Dhlomo lacht und singt und ruft fröhliche Worte aus. Er tanzt wie ein Besessener um Mutter und Kind herum, verrenkt die Glieder, stampft mit dem Fuß auf und kann sich vor Freude nicht lassen.

Andrew kommt häufig nach Alexandra. Er hat sich mit seinem Schwager Dhlomo angefreundet und ist gern mit ihm zusammen. Es tut ihm leid, daß er sich damals von Seabata hat aufhetzen lassen, und er ist froh, daß Dhlomo ihn mit dem Mordanschlag nicht in Verbindung bringt.

Als Mary ihr zweites Kind gebiert, steht Seabatas Entlassung vor der Tür. Andrew bangt um Dhlomo, denn der Haß des Unterlegenen muß sich nach allem, was sich ereignet hat, verdoppelt und verdreifacht haben. Und daß Seabata vor nichts zurückschreckt, hat er bewiesen.

Dhlomo zuckt über Andrews Warnungen die Achseln. Er hat die dumpfe Gewißheit, daß er seinem Schicksal nicht ausweichen kann. Was sollte er auch tun? Fliehen? Wohin? In den Kraal zurückkehren? Sich verbergen? Ständig auf der Hut sein? Die Polizei um Hilfe und Schutz bitten? Seinen Verfolger umbringen? Oder versuchen, ihn zu versöhnen? Ihm die Frau, die er durchaus haben will, anbieten und so seine Haut retten? Nein, nein, das ist alles unmöglich, alles Unsinn! Es gibt keine wirkliche Lösung. Und wenn es eine gäbe, so wäre alles unendlich schwierig und verwickelt. Warum sich den Kopf vollpfropfen, warum sich das Dasein schwer machen? Es ist so einfach, alles hinzunehmen, wie es kommt.

Die Gefangenschaft war für Seabata vom ersten Tage an eine unerträgliche Qual, die sich mit der Zeit nicht abgenutzt, sondern immer mehr gesteigert hat. Er fühlt sich wie ein Raubtier, das gestern noch im Walde lebte und heute in einen Käfig gesperrt wurde. Von ohnmächtigem Haß, Sehnsucht nach freier Luft und Empörung gegen sein Los gepeinigt, geht er unablässig und ruhelos in seiner Zelle auf und ab. Er schlägt mit den Fäusten gegen die Wände, um sich auszutoben, aber sein Inneres wühlt sich dabei nur noch mehr auf.

Eine Woche hat er noch abzusitzen. Diese kurze Spanne dehnt sich, als wäre sie die Ewigkeit. Er wird sie nicht überleben, er hält dieses tote Leben nicht länger aus, er wird wahnsinnig. Am Nachmittag, als er vom Rundgang im Hof zurückkommt, übermannt ihn die Angst vor dem engen Viereck. Er nimmt einen günstigen Augenblick wahr und macht einen verzweifelten Fluchtversuch. Wenige Minuten später wird er gestellt. Er wehrt sich vergebens, verletzt einen Wächter durch einen Faustschlag, wird mißhandelt und in eine Dunkelzelle geworfen. Er wird nochmals verurteilt und erhält eine zusätzliche Strafe von zehn Stockschlägen und zwanzig Monaten Zwangsarbeit.

Andrew liest es in der Zeitung. Heiß vor Aufregung fährt er nach Alexandra, um die große Neuigkeit zu überbringen.

Seabata hat seine Gesamtstrafe abgesessen. Tief atmend steht er in der Freiheit.

Er ist keine Nummer mehr, er ist wieder Seabata, und er spannt alle Sehnen, alle Sinne, alle Nerven an, um die Zeit, wo er langsam verfaulte, zu überspringen. Er schüttelt die ganze Last, die Demütigungen, die Leiden, die Mutlosigkeit dieser verfluchten Zeit von sich ab, wie ein nasser Hund das Wasser aus seinem Pelz schüttelt. Neue Kräfte, die alten Kräfte durchströmen ihn. Und er weiß, was er will. Er weiß, worauf er seit über drei Jahren gewartet hat. Irgendwo hält sich der Feind auf, der ihn hintergangen und verraten hat. Ein verzerrtes Lächeln tritt auf seine Lippen. Haß und Rache sind Naturgefühle, herrlicher, stärker als alle Vernunft.

Nachdem Seabata sich beim Barbier eine schöne grade Rille, die beinahe wie ein echter Scheitel aussieht, in sein kurzes Kraushaar hat schneiden lassen, begibt er sich hocherhobenen Hauptes, sich in den Hüften wiegend, zu Andrew.

Unterwegs freut er sich an der Sonne, an dem bewegten, bunten Lebensumher, an den sauberen Hausgirls, die ihn mit den Blicken grüßen, und den Fabrikgirls, die ihm übermütige Worte zurufen. Wo kommen die vielen hübschen jungen Mädchen her? Alle haben sie prachtvolle weiße Zähne, die verführerisch blitzen, wenn sie lachen, schön geschwungene volle Lippen, auf denen ein matter Glanz liegt, verheißungsvoll leuchtende Augen, stark entwickelte weibliche Formen, einen geschmeidigen Körper, dessen Bewegungen einen sinnverwirrenden Zauber ausströmen. Wo kommen die vielen Marys her? Überall sieht er Mary, die ganze Welt ist erfüllt von Mary . . .

Andrew fährt ein lähmender Schreck in die Glieder. Entsetzt blickt er seinen Besucher an. Er hat die Zeit vergessen, den Zeitpunkt, alle in Alexandra haben den drohenden Zeitpunkt vergessen. Das gleichförmige Leben hat den Gedanken an das Schicksal verdrängt. Der Alltag ist schuld.

Seabata zündet sich gleichmütig eine Zigarette an und stellt ein paar belanglose Fragen. Aber Andrew läßt sich durch sein harmloses Gebaren nicht täuschen. Er kennt seinen durchtriebenen Vetter und weiß, daß er dunkle Gefühle in seiner Brust hegt. „Was wirst du jetzt anfangen?“ fragt er zaghaft.

Seabata geht nicht darauf ein. „Eigentlich bist du es, der mir das ganze Unglück eingebrockt hat“, sagt er langsam und betont, aber ohne Groll.

„Ich glaube, du hast es dir selber zu verdanken“, wehrt Andrew den Vorwurf ab.

„Wenn du damals nicht besoffen gewesen wärest, hätte die Sache richtig geklappt.“

„Ich bin nicht gut zu gebrauchen für solche Dinge. Ich habe es dir gleich gesagt. Ich habe —“

„Sprechen wir nicht mehr darüber. Ich habe nichts gegen dich.“

„Vergiß die ganze Geschichte, Seabata.“

„Meinst du?“

„Vergiß sie, sage ich dir“, ruft Andrew mit einer beschwörenden Bewegung. „Mach keine neuen Dummheiten wegen der Vergangenheit, die doch nicht mehr zu ändern ist.“ Seabatas Gesicht wird undurchdringlich und hart. Andrew fährt fort: „Oder willst du durchaus den Rest deines Lebens im Gefängnis verbringen? Oder gehängt werden?“

„So etwas passiert nur, wenn man einen Dummkopf zum Helfer hat.“

„Gut, ich bin schuld. Was hast du für Pläne? Ich glaube, ich kann dir eine schöne Stelle besorgen. In der Garage hier nebenan.“

„Ist Dhlomo in Alexandra?“

„Ich weiß nicht . . . nein . . .“ stottert Andrew. „Laß ihn in Ruhe, Seabata. Er ist kein schlechter Kerl, bestimmt nicht, im Gegenteil. Ich kenne ihn genau, er ist kein schlechter Kerl.“

Seabata nickt ein paarmal und grinst und sagt weiter kein Wort.

Andrew ist unheimlich zumute. „Fährst du nach Alexandra?“ erkundigt er sich.

„Morgen nachmittag.“ Seabata erhebt sich schwerfällig. Seine Glieder sind steif geworden in der langen Gefangenschaft. „Was geht dich das



an?“ Er lacht leise durch die Nase. „Auf Wiedersehen!“ Er bemerkt Andrews ängstliche Blicke und bestätigt noch einmal: „Gegen dich habe ich nichts.“

Morgen — das ist Sonntag. Da ist Dhlomo am Nachmittag mit Sicherheit zu Hause. Andrew beschließt, schon am Vormittag nach Alexandra zu fahren und Dhlomo zu warnen. Aber Seabata kommt ihn zuvor. Er nimmt den ersten Omnibus in der Frühe.

Seabata steht vor dem Haus, in dem er so manche frohe Stunde verbracht und die schönste Hoffnung seines Lebens gehegt hat. Er blickt durch das Fenster in das Vorderzimmer hinein. Auf dem Fußboden liegen und sitzen unbekannte Leute, von denen einige lebhaft aufeinander einreden. Behutsam schleicht er um das Haus herum. Durch den Spalt einer zerfetzten Gardine späht er in den Raum, den seine Verwandten bewohnen.

An der Kochstelle steht Mary. Ist das Mary? Ihr Leib wölbt sich unförmig vor, ihre Kleidung ist unordentlich, ihre Bewegungen sind müde. In ihr Gesicht, das noch deutliche Spuren ihrer Schönheit trägt, hat die Schwangerschaft scharfe Linien und dunkle Schatten gezeichnet. An ihren Rock klammern sich zwei plärrende Kinder, von denen eins noch nicht stehen kann. Ein drittes Kind liegt in einem alten Korb auf dem Fußboden.

Ein peinliches Gefühl steigt in Seabata auf, ein leises Bedauern, eine kleine Schadenfreude.

In einer Ecke unterhalten sich George, Paulina und Dhlomo. Anscheinend streiten sie. Ärgerlich springt Dhlomo auf. Er geht auf den kleinen Flur hinaus und öffnet die Haustür. Ehe er ins Freie treten kann, steht Seabata vor ihm.

Mit aufgerissenen Augen starrt Dhlomo seinen Todfeind an. Sein Herzschlag stockt, kalter Schauer überrieselt ihn, eine tödliche Angst drückt ihm die Brust zusammen. Instinktiv hebt er den angewinkelten linken Arm zur Abwehr. Seabata denkt an Mary. An das Leben, das er so stürmisch ersehnt hat. An das Leben, wie es ist. Dhlomo hält den Atem an und erwartet den Schlag. Mary erscheint in der Tür. Ihr Gesicht ist grau. Der Schreck versteinert sie. Langsam hebt Seabata die rechte Hand. Er hält sie Dhlomo zum Gruß hin. Und wartet, bis Dhlomo sie endlich nimmt. Beide brechen in ein schallendes Gelächter aus. Sie fallen sich in die Arme und klopfen sich herzlich auf den Rücken. Die Vergangenheit ist ausgelöscht, aller Groll ist vergessen.

Mary beginnt wieder zu atmen. Ihr Antlitz strahlt Glück und Freude und neue Schönheit aus.

Urwald in der großen Stadt. Urwald in den Herzen . . .

## Baculus lebt auf dem Mond

„Das dreidimensionale Farb-Fernsehen finde ich wundervoll. Wenn man die Augen zumacht, ist es genau wie Radio.“ So sagte ein Seher auf dem Mond zu einem Meinungsforscher. Als diese Antwort bei den leitenden Herren des interglobalen Fernsehkonzerns bekannt wurde, fühlten sie es im Gebäck knistern. Die Versuche, auch die Geruchs- und Geschmacksnerven in den Fernsehprozeß einzubeziehen, standen vor dem Abschluß. Aber bevor sie praktisch ausgewertet werden sollten, veranstaltete man aus einem sicheren Gefühl der Unsicherheit heraus eine umfassende Publikumsumfrage.

Das Ergebnis war flau. Dabei hatte jeder Abonnent einen ausgezeichneten Empfang, und das Programm kam allen berechtigten Wünschen so weit wie irgend möglich entgegen. Die ästhetischen und dramaturgischen Voraussetzungen zur Übermittlung epischer und dramatischer Inhalte und lyrischer Eindrücke waren in bombensicheren Regeln und Rezepten festgelegt. Und dennoch täuschte sich keiner der maßgebenden Herren darüber, daß die Rechnungen nicht stimmten. Irgendeinen Faktor schien man nicht richtig einkalkuliert zu haben. Die technische Perfektion der Darbietungen ließ kalt, die ungeheuerere Apparatur lief leer. Es war offensichtlich, daß die Masse der Seher den Darbietungen innerlich so gleichgültig gegenüberstand wie ein Elektronengehirn einem von ihm gefällten Todesurteil.

Der interglobale Fernsehkonzern ließ sich den Seher, der das paradoxe Lob des Fernsehens geäußert hatte, vom Monde kommen. Es stellte sich heraus, daß es ein biederer Schulmeister war, Cosinus Baculus mit Namen, der bei seiner Aussage keinerlei satirische Absichten gehabt hatte. Er zeigte sich über die Einladung der „Interfernseh-AG“ leicht beunruhigt und war dann völlig platt, als er dem Chef-Manager des Konzerns vorgestellt wurde.

Dieser fragte Baculus zunächst, was er von einer Vervollständigung des Fernsehens um das Fernriechen und Fernschmecken halte, und nickte bedeutsam mit dem Kopf, als Baculus meinte, es werde ihm wohl ein wenig lästig sein, außer den Augen auch noch Mund und Nase zuhalten zu müssen. Baculus hielt sich wegen dieser Ansichten für einen Spießker und Reaktionär und war darum nicht wenig erstaunt, als ihm eröffnet wurde, er habe ein neues ästhetisches Gesetz entdeckt. Als er bescheiden nach dem Wortlaut des Gesetzes fragte, verkündete der große Manager feierlich: „Das Ganzheitsergebnis in der Kunst ist umgekehrt proportional zur künstlichen Ganzheit.“

Aber erst als der Manager, ungeduldig geworden, in die lapidaren Verallgemeinerungen früherer Jahrhunderte verfiel und sagte: „Kunst ist Weglassen“, da begann Baculus einzusehen, daß er ein Avantgardist sei. Dann besprachen sie gemeinsam in aller Offenheit die künstlerische Krise des Fernsehens. Baculus imponierte seine eigene Erkenntnis vom Weglassen in der Kunst so sehr, daß er ganz unschuldig riet, den ganzen technischen Kram beim Fernsehen einfach wegzulassen.

„Was wollen Sie davon weglassen?“ fragte der Produzent verdutzt.

„Alles“, antwortete Baculus großartig. „Kann man denn nicht das Ensemble jeweils direkt vor dem Publikum spielen lassen?“

Der große Manager schnappte nach Luft. „Das ist ja eine tolle Idee“, meinte er, als er die Sprache wiedergefunden hatte, „aber sie läßt sich natürlich nicht realisieren. Wir können doch nicht zu jedem unserer Bühnenzahler in die Wohnung gehen und ihm eine Galavorstellung geben!“

Der Schulmeister ließ aber nicht locker. Vielleicht hing das mit seinem Beruf zusammen. „Die Leute könnten doch aber zu Ihnen kommen, etwa in einen großen Saal.“

„Und wie kommen wir zu unseren Sehergebühren?“

„Die werden beim Betreten des Saals entrichtet. Damit dann auch alle etwas sehen fürs Geld, würde ich auf einem Podium spielen lassen, das in der spielfreien Zeit durch einen Vorhang verdeckt wird. ‚Vorhang auf‘ bedeutet ‚eingeschaltet‘, ‚Vorhang zu‘ heißt ‚ausgeschaltet‘. Die ersten Male müßte diese Regelung freilich durch Aushang erklärt werden.“

Der große Manager war in tiefes Nachdenken versunken. Durch diese ungewöhnliche Anstrengung sammelten sich dicke Schweißperlen auf seiner majestätischen Glatze. Endlich wedelte er schlaff mit der Hand. „Alles Unsinn. Für so etwas gibt es ja keine Stücke.“

Aber auf diesen Einwand hatte Cosinus Baculus gewartet, er gab nämlich auch Deutsch. „Die erfolgreichen Fernsehspiele von Goethe, Schiller und Lessing müßte man doch auch für die direkte Schaustellung bearbeiten können“, sagte er.

Das leuchtete dem Chef ein. Er entschloß sich, Kostüme, Requisiten und Scheinwerfer für dieses Experiment vom Fernsehen abzuzweigen, denn er unterstützte prinzipiell originelle Ideen. Aber dann verfinsterte sich seine Miene wieder, und er verkündete mit Grabesstimme: „Die ganze Sache ist zum Scheitern verurteilt, denn sie hat keinen Namen.“ Darauf beratschlagten sie gemeinsam. Nachsehspiel? Nein, das war nichts. Das hatte keine Inspiration, keinen Globaleffekt. „Wie wäre es mit etwas Griechischem?“ fragte der Schulmeister versonnen. „Alle großen Denker sprachen doch aus Snobismus griechisch, von Sokrates bis Tangens Ultrakurz . . . Theatron heißt Schauplatz . . . sagen wir doch einfach: Theater!“

Der große Manager sprang jubelnd auf. „Das Theater! Großartig! Warum bin ich denn da nicht gleich darauf gekommen? Das wird eine Revolution der Kunst geben! Ganz neue Möglichkeiten werden wir entdecken!“ Gönnerhaft klopfte er Baculus auf die Schulter. „Diese Erfindung hat die Einfachheit des Genialen — ach, was sage ich — das Raffinement des Primitiven! Aber das Großartigste am Theater ist doch, daß man es auch übertragen kann.“



## Das verordnete Chaos

*It takes a worried man  
to sing a worried song.*

*(Worried Man Blues)*

Unter den Amerikabüchern der letzten Jahre zählt das von Leo L. Matthias „*Die Entdeckung Amerikas Anno 1953 oder Das geordnete Chaos*“ (Hamburg, Rowohlt. 356 S. DM 11,80) nicht zu den schlechtesten; aber es ist das boshafteste. Das wäre nicht schlimm, denn Bosheit würzt die Berichte der Entdecker; auch kann ein Koloß wie die Vereinigten Staaten, Land und Kontinent zugleich, eine gehörige Portion davon vertragen, ohne Schaden zu nehmen und ohne aufzuhören, neue Bosheit herauszufordern.

Die Grundthese lautet, Amerika sei eine ranglose Klassengesellschaft polar zur sowjetischen klassenlosen Ranggesellschaft und negativ verschieden von der europäischen Gesellschaftsordnung mit Rängen und Klassen. Diese blendende Formulierung besticht, und es läßt sich einiges für sie anführen. Mit der „reinen Erwerbsgesellschaft“ befaßt sich die amerikanische Literatur seit Jahrzehnten, sie ist — wie Tucholsky sagen würde — das „Problem“ der Geschichtsphilosophie des neuen Kontinentes von Jonathan Edwards bis zu Reinhold Niebuhr geblieben. Auch über die Klassenlosigkeit der Sowjetgesellschaft streiten sich die Gelehrten noch, und nicht jeder wird die Klassen- und Ranggesellschaft Europas unbedingt über ihre russischen und amerikanischen Hervorbringungen erheben. Derart ausgerüstet, begeben wir uns auf den glatten Weg der Matthiasschen Beweisführung, die vor dem „amerikanischen Mythos“ warnen will, weil nichts, gar nichts gewonnen wäre, aber alles verloren werden könne, wenn man ihm verfielen. Wir stimmen zu.

Sieben Kapitel, die sich ausschließlich auf amerikanisches Material stützen, dienen der Enthüllung dessen, was der Autor als amerikanischen Mythos verstanden wissen möchte. Die Verhältnisse werden aus der Perspektive „der Macht und des Arbeiters“, durch die „Professorenbrille“, vom „Kirchturm aus“, vom „militärischen Standpunkt“, unter „dem Aspekt der Person und des Rechts“, aus der „Perspektive der Geschlechter“ und schließlich „historisch und politisch“ gesehen. Einleitung, Schlußwort, Quellennachweis, Register und ein Abschnitt über die verunglückten Kolonialisierungsversuche auf Puerto Rico und den Philippinen runden das Werk ab. Der Aufbau erweckt Vertrauen, das ein Blick in den Quellennachweis verstärkt. Dennoch beschleicht den Leser sehr bald ein Gefühl des Unbehagens.

Schon im ersten Kapitel fühlt man sich für dumm verkauft, nicht etwa, was ein großes Lob für das Buch wäre, weil man den Eindruck gewönne, durch die pro-amerikanische Propaganda genarrt worden zu sein, und nun dahinter käme, sondern weil die Beweisführung des Autors nicht schlüssig ist; unfair gegen den Leser wie gegen das Thema. Wer sich jemals kürzer oder länger in den Vereinigten Staaten aufgehalten hat, und es ist ja fast schon Snobismus, das nicht getan zu haben, weiß, daß der Care-Paket-Vetter für seinen höheren Lebensstandard teuer zu bezahlen hat. Mancher sagenhaft

reiche Onkel stellt sich bei näherem Zusehen als ein ärmlicher Kleinbürger in einer schlechten Wohngegend heraus, der unglaublich hohe Arztkosten zu bezahlen hat, dessen Lebensabend ungewiß und dessen Auskommen kärglich ist. Darüber wundern sich nur die europäischen Verwandten und Cassandra Matthias. Der geht sogar soweit zu behaupten, *der* amerikanische Arbeiter verkomme in Not und Elend. Niemand bestreitet, daß es drüben wie anderswo auch Not und Elend gibt; aber die Verallgemeinerung im Stile unseres Autors ist so schäbig, daß sogar die Sowjetpropaganda sie kaum noch verwendet. Und so geht das über 300 Seiten weiter. Das amerikanische Weißbrot schmeckt dem Autor nicht — mir auch nicht. Er weist nach, daß Mäuse, die ausschließlich mit diesem Brot gefüttert wurden, nach einiger Zeit eingingen; hält es aber für unter seiner Würde, ein Wort darüber zu verlieren, daß diese Brotsorte — nur eine unter vielen — dem Arbeiter als Rohstoff für seinen Buttertost oder als Deckel für die überquellenden, etwas faden Geflügelsalat-, Tunfisch- oder Schinkensandwiches dient, die er in der Arbeitspause für ein paar Pfennige kauft. Kein nachdenkliches Wort darüber, daß es ein amerikanischer Geschäftsmann heutzutage schwer hat, eine Hilfskraft zu finden, die mehr als 37 Stunden wöchentlich arbeiten will. So schlecht geht es den Leuten.

Herr Matthias weiß das natürlich auch; aber es paßt nicht in seinen Kram, darum wird verschwiegen und entstellt in einem Ausmaß, das nur durch das der Unverschämtheit übertroffen wird, mit der er seinen Lesern dergleichen Unredlichkeit zumutet. Dabei gäbe es genug wirklich Düsteres zu berichten, dessen Erhellung Amerikanern wie Europäern hülfe. Statt dessen bemüht sich unser Autor, an Hand zweier Berichte aus dem 18. und 19. Jahrhundert und des Inserates einer Körperpflegemittelfabrik nachzuweisen, daß — die amerikanische Frau sich nicht wasche. Aber, aber Herr Matthias! Abgesehen davon, daß große Leistungen nicht vom Seifenverbrauch abhängen, sonst wäre in Europa kaum etwas Großes zustande gekommen, möchte ich an dieser Stelle doch eine der persönlichen Erfahrungen einflechten, die der Autor von vornherein als unerheblich ablehnt. Ich hatte das Unglück, in einem armseligen Mietshaus New Yorks, auf der immer schmaler werdenden „weißen“ Grenze zwischen Negern und Puerto Ricanern, das Badezimmer mit fünf „eingeborenen“ Amerikanerinnen zwischen 25 und 65 teilen zu müssen, alle arm und ohne Familie. Ich weiß nicht, ob sie sich *gewaschen* haben, da ich — wohl im Gegensatz zum Autor — nicht dabei war; aber das Bad war jeden Tag morgens wie abends tropfnaß. Ich konnte allenfalls hoffen, nach fünffachem Türklappern mit kümmerlichen Warmwasserresten vorlieb zu nehmen. *Gebadet* haben die.

Aber das nur am Rande, wie alle Richtigstellungen beiläufig bleiben müssen, weil das beiläufig Falsche vom Autor zum Prinzip erhoben wird. Das von ihm Amerika verordnete Chaos käme nicht zustande, wenn er nicht willkürlich den Mißstand zum Allgemeinübel oder auch das Allgemeinübel zur Einzelercheinung stempelte.

Es geht aber in diesem Buch, das sei abschließend bemerkt, nicht um Wahrheiten über Amerika oder Europa oder sonst eine Gegend. Es geht um den Haß des Autors auf „seinen“ Gegenstand; der ist das einzig Echte an diesem Unternehmen und manchmal geradezu amüsant. Er ist so mächtig, daß er dem Verfasser sogar die Kontrolle über seine Bosheiten nimmt, die einem intelligenten Schriftsteller wie ihm sonst zur Verfügung steht. Wenn wir uns recht erinnern, ist der Autor identisch mit einem Herrn, der in der Re-education-Ära die Besatzungsbehörden vergeblich um Unterstützung für seine Pläne ersuchte, hierzulande Propagandazentralen — für Amerika einzurichten.

Harry Pross

## Vom deutschen Widerstand

Bei der Hervorhebung der beiden bedeutendsten Schriften über den deutschen Widerstand, des Buches von Eberhard Zeller und des von Hans Rothfels, ist leider ein in der Schweiz erschienenenes Werk in Deutschland nicht genügend beachtet worden: das ist das Buch von dem eben verstorbenen Professor *Wilhelm Schmidt*, dem führenden Völkerkundler, der an der Universität in Freiburg in der Schweiz lehrte, mit dem Titel „*Rassen und Völker in Vorgeschichte und Geschichte des Abendlandes*“ (Luzern, Josef Stocker. 3 Bde. Bd. 1 „Die Rassen des Abendlandes“; Bd. 2 „Die Völker des Abendlandes“; Bd. 3 „Gegenwart und Zukunft des Abendlandes“. Preis pro Band sfr. 12,80). Denn in diesem Buche, das grundlegende Erkenntnisse über die Frage der Rassen überhaupt von hoher Warte aus vermittelt, hat der von echter wissenschaftlicher Verantwortung getragene Verfasser sich intensiv auch mit dem deutschen Geschehen beschäftigt. In allen Bänden, vor allem im dritten Band, finden wir ausführliche und unanfechtbare Analysen des deutschen Widerstandes. Mit einer vorbildlich objektiven Würdigung schildert er die Vorgänge in Deutschland, das Geschehen in den großen Zusammenhang menschlicher Entwicklung einordnend. Mit einer unüberbietbaren Treffsicherheit hat er erkannt, was Wesen und Ursprung des deutschen Widerstands bedeuten. Man sollte jedem Kritiker, die ja fast alle Afterkritiker sind, der es wagt, über den deutschen Widerstand sich zu äußern, die Frage vorlegen, ob er die drei Bände des Professors Schmidt jemals zur Kenntnis genommen hätte. Wenn er diese Frage bejaht, ist jede Diskussion überflüssig. Wir haben hier das Zeugnis eines der besten katholischen Gelehrten, das die Bedeutung des deutschen Widerstandes nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze gesittete Welt herausarbeitet. Wir würden wünschen, daß diese Veröffentlichung nicht nur von Hand zu Hand ginge, sondern auch von den verantwortlichen Stellen der deutschen Bundesrepublik verbreitet würde.

Zwei wichtige Beiträge zu der entscheidenden Phase des deutschen Widerstandes verdienen jede Empfehlung. Das Buch „*Die Wahrheit über den 20. Juli*“, herausgegeben von *Eugen Butte* und *Peter Luetsches* (Auslieferung H. Raven. Düsseldorf. 152 S.), fußt auf Dokumenten. Es bringt in vier Kapiteln Darstellungen, so über die Charakteristik Hitlers durch einen Verteidiger in Nürnberg und durch Erklärungen von Nationalsozialisten über ihren Führer, Ausschnitte aus Geheimansprachen von Goebbels und Himmler und urkundliche Feststellungen über das Nazisystem. In gleicher Form werden die politische und militärische Situation im Sommer 1944 wie die Motive der Widerstandskämpfer beleuchtet. Ein unersetzliches Dokument ist der Bericht über den Prozeß gegen Generalfeldmarschall von Witzleben und sieben andere Offiziere vor dem Volksgerichtshof unter dem Teufel Freißler. Im letzten Kapitel endlich werden, wiederum durch Dokumente belegt, historisch-politische Schlußfolgerungen aus dem Rettungsversuch des 20. Juli gezogen. Jeder sollte auch das Nachwort lesen, was dann geschehen wäre, wenn Hitler gesiegt hätte, und was heute geschehen müßte — wenn das deutsche Volk sich zu klarer Einsicht durchgerungen hätte. Ein exaktes Quellen- und Literaturverzeichnis rundet das Buch ab, das eine große Reihe bemerkenswerter Fotos aus dem Dritten Reich und vor allem vom Staatsgerichtshof bringt. — Die zweite Veröffentlichung dreht sich gleichfalls um den „20. Juli 1944“ und ist eine erweiterte, verbesserte Bearbeitung der Sonderausgabe von „Das Parlament“, bearbeitet von Hans Royce, herausgegeben von der Bundeszentrale für Heimatdienst (Auslieferung durch Girardet & Co. 216 S.). Dieses gleichfalls mit vielen Fotos versehene Buch, von denen die Bilder der Hingerichteten unendlich eindrucksvoll sind, hat eine starke Wirkung gerade bei der deutschen Jugend und im Ausland hervorgerufen. Ich persönlich habe es erlebt, wie ergriffen französische Freunde waren, als sie besonders dieses Bildmaterial sich zu eigen machten. Sie



stimmten mit mir völlig darin überein, daß jeder, der in Gesichtern zu lesen weiß und etwas von Physiognomik versteht, es bejahte, daß beim Überleben dieser Männer es sicherlich für die Deutschen nicht schwer gewesen wäre, eine deutsche Regierung zu bilden und alle maßgebenden Posten zu besetzen mit Persönlichkeiten, die sofort das Vertrauen der deutschen Jugend und des Auslandes gefunden hätten.

Über Eberhard Zellers „Geist der Freiheit“ ist in der D.R. (Heft 6/1953) Entscheidendes gesagt worden. Die Bedeutung dieses Buches kann überhaupt nicht überschätzt werden. — Von Günther Weisenborns Buch „Der lautlose Aufstand“ (Hamburg, Rowohlt. 348 S. DM 16,80) ist jetzt die 2. Auflage erschienen. Die 1. Auflage war sicherlich von einem guten Willen getragen, brachte vieles, was inzwischen auch in deutschen und ausländischen Publikationen erwähnt und ausgewertet worden ist, und einiges bisher Unbekannte. In der 1. Auflage waren aber doch einige wohl kaum vermeidbare Unrichtigkeiten enthalten, die in der jetzt vorliegenden Ausgabe im wesentlichen korrigiert sind. Auch die Erweiterungen, vor allem wohl durch das Material von Walter Hammer, sind wesentlich und erheben das Buch nun in den Rang einer Dokumentation. Das ist um so mehr zu begrüßen, als es heute kaum verantwortet werden kann, ein Buch über den Widerstand herauszubringen, das nicht den letzten Stand der Forschung völlig berücksichtigt. Es erscheint auch wesentlich, daß jetzt nicht der Eindruck erweckt wird, als ob dieses Buch ausschließlich auf den Arbeiten von Ricarda Huch beruhe. Ich selber habe mit tiefster innerer Ergriffenheit mit Ricarda Huch auf ihre Veranlassung über die Frage sprechen dürfen, sowohl in Bern, in Zürich wie in Berlin, ob sie eine solche Aufgabe vollständig erfüllen könnte. Der viel zu frühe Tod dieser größten deutschen Schriftstellerin und Dichterin hat es verhindert, daß sie ihre Absicht ausführen konnte, an dem Beispiel einzelner heroischer Träger des Widerstandes dem gesamtdeutschen Volk eine Gabe zu bescheren, die eine in-

nere Einigung und neue Kraft für das Gesamtvolk hätte geben können. Ich weiß, daß durch ihren Tod Ricarda Huch, die unter bewundernswertem Verzicht auf eigenes Schaffen ihren Lebensabend dieser Aufgabe widmen wollte, nur so wenig noch hat sammeln können, daß kaum mit Berechtigung gesagt werden kann, dieses Buch beruhe auf ihrem Material.

Nur peinlich ist eine Veröffentlichung von Heinrich Lienau mit dem Titel „12 Jahre Nacht“ (Flensburg, E. H. Nielsen Verlag. 262 S.). Lienau, der mit dem Rezensenten einige Jahre bis zur Befreiung im Konzentrationslager Sachsenhausen zusammen war und sich an ihn bei seiner Einlieferung ins Lager recht zudringlich heranmachte, kann, wenn auch sein persönliches Schicksal vor seiner Verhaftung kennzeichnend für die Methoden der Gestapo gewesen ist, keinen Anspruch erheben, ein Dokument geliefert zu haben. Im Lager war er eine leidlich komische Figur, bis er bei einem Konflikt mit der Lagerverwaltung wegen Verbreitung von Radiomeldungen völlig versagte und seine Vertrauensleute preisgab. Zugegeben, er hat das unter persönlichen Mißhandlungen getan. Er kann von Glück sagen, wenn die von ihm zitierten Widerstandskämpfer auf eine eingehende Widerlegung seiner vielen falschen Angaben und einer sehr unzureichenden Rechtfertigung seines Verhaltens verzichten. Menschen wie er, welche die entscheidende Probe im Lager nicht bestanden haben, täten besser zu schweigen. Diese Schrift gehört nicht in den Rang von Dokumenten über den deutschen Widerstand. R. P.

### Apostel der Deutschen

Am 5. Juni jährt sich der Tag zum 1200. Male, an dem der „Apostel der Deutschen“, der heilige Bonifatius, bei Dokkum von Hand räuberischer Friesen den Märtyrertod erlitten hat. Das Gedächtnis anderer Tage des gleichen geschichtsträchtigen Jahres 754 ist in diesem Frühjahr uns nicht mehr wachgerufen worden: Am 7. Januar 754 haben sich die Kirche — damals Papst Stephan II. — und der karolingische Franken-

könig Pippin, der Vater Karls d. Gr., in Ponthion zu jenem Schutzbündnis verbunden, in dem wir den politischen und kirchengeschichtlichen Gründungsakt der Eigenständigkeit der Einen west- und mitteleuropäischen Christenheit sehen dürfen. Damals wurde das Eine geistlich-politische Reich des Mittelalters mit seiner papstkaiserlichen Doppelspitze geboren, das sich bald bewußt der „caesaropapalen“ Monokratoren-Einheit von Byzanz zur Seite und entgegengesetzte: das Reich, das die Stämme und Völker zur Einheit zusammenband, um sie hernach als Nationen wieder in jene Vielheit zu entlassen, die heute sich erneut ihrer Einheit zu entsinnen beginnt.

Die Ereignisse des Jahres 754 sind in einem drei Generationen überspannenden Wachstumsprozeß weltgeschichtlicher Erstreckung herangereift, den uns jetzt das vortreffliche Werk von Theodor Schieffer „Winfried-Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas“ (Freiburg 1954, Herder. 326 S. DM 15,80) in straffer Synthese sehen und verstehen lehrt. Zugleich dürfte dieses Buch, erwachsen aus intensiver wissenschaftlicher Quellenbeherrschung, geradezu einen neuen Typ deutender Geschichtsschreibung verkörpern.

Wohl vor 675 wurde Bonifatius in Südengland geboren. Erst als Mann, anfangs seines 5. Lebensjahrzehntes, entschied sich der gelehrte Mönch zum Eintritt in das Werk missionierenden Kirchenaufbaus, das ihn zu einer zentralen Gründergestalt der abendländischen Reichs-Christenheit werden ließ. Unheimlich gegenwärtig mutet die Schilderung der Zeitsituation n.a.h 700 an: Die Araber, religiös eigenmächtig, fanatisch, nicht assimilierbar, haben die antike Mittelmeerwelt zerfetzt, ihre Angriffszange greift nach Byzanz wie nach Spanien, Italien, das Frankenland, die angelsächsischen Inseln sind zerrissen in inneren Wirren. Zwar gewinnen die karolingischen Hausmeier stetig an Macht, aber es fehlt ihnen das Königsnumen des dekadenten merowingischen Geschlechts, und ihr Aufstieg kann nur im Bunde mit jenem germanischen Adel sich vollziehen, dessen halban-

archische Autonomie sich am deutlichsten in der „Eigenkirchenverfassung“ fränkischer Prägung manifestiert. Die Päpste verharren, bei schweren dogmatischen Konflikten mit Byzanz, in der traditionellen Treue zum „römischen“ Kaisertum, die macht- wie ideenmäßig jede „Einmischung“ in die nordalpinen Verhältnisse außerhalb ihres Horizontes beläßt. In diesen Raum tut das benediktinische Mönchtum eben seine ersten zaghaften Schritte.

Im Angelsächsischen jedoch ist aus der Missionsinitiative Gregors des Großen ein Kirchentum erwachsen, das — bei ganz selbstverständlicher Bindung der Kirche an die Königsmacht — „benediktinisch“ genug ist, um die Lehr- und Kulttradition der Apostelstadt Rom zu wahren. In Anlehnung an eine spätere Formel könnte man sagen: Bonifatius unternimmt es, dieses Rom als die „anima corpus nasciturum informans“, als Orientierungsmittel einer geistlichen, kirchendisziplinären, damit aber auch sozialen und herrschaftlichen Wiedergeburt des fränkischen kirchlichen und politischen Lebens in ihrer innigen Verbundenheit durchzusetzen. Die Geschichte der zähen Kämpfe um diese innere Reform als der Voraussetzung zur äußeren Mission zu schildern, müssen wir uns hier versagen. In ihnen steht Bonifatius da als der beständig Treue, vielleicht gelegentlich phantasielos Ungelenke und Schroffe, immer aber als der unbedingt Redliche inmitten der Tagespolitik, die — gestern wie eh und je — die Kompromisse nicht verachten darf. Er bleibt der unangenehme angelsächsische Fremde, dem im Alter die Bitternis der Enttäuschung nicht erspart wird, da er sein Werk gescheitert oder doch verfälscht wähnt, während in Wirklichkeit in dem neuen Typ großer fränkisch-karolingischer Herrschafts-Geistlicher (Chrodegang, Bischof von Metz; Fulrad, Abt von St. Denis) die Saat seines Wirkens aufgegangen ist. Bonifatius-Schüler waren die Gesandten, die im Auftrag der Karolinger die Legitimierung dieses ersten westchristlichen Kaisergeschlechtes vom Papst einforderten. Bonifatius war letztlich der pädagogische Informator, der die Franken innerlich mäch-

tig machte, die Kirche aus den Banden spätrömischer Denkrichtung zu lösen und ihr durch das Tor zum Mittelalter den Weg in die Zukunft zu öffnen.

Wie Schieffer diesen Vorgang schildert — das ist meisterhaft: in ganz nüchterner, vorsichtig berichtender Sprache, keine Bedenken verweisend, keine Unsicherheiten unserer Kenntnis überspielend. Wie aber in diesem Bericht — angesichts der äußersten Kargheit der Quellen, die eine individuelle Charakterisierung einzelner Personen kaum erlaubt — vom Zeitkolorit und den äußeren Bedingungen der Entscheidungssituationen her die wollenden und handelnden Menschen umschrieben und somit einkreisend beschrieben und gedeutet werden — das ist als geschichtsschreiberische Leistung faszinierend. Wo sentimentale Hagiographie geschmacklos oder heroisierende Apotheose von „Männern, die Geschichte machen“ töricht wäre, empfangen wir hier das Bild dessen, der in Aufschwung und Enttäuschung seiner Mission treu geblieben ist, der zu den Größten zählt, da seine Treue dem Höchsten galt.

Hellmut Kämpf

### Erforschte und erzählte Historie

Götz Freiherr von Pölnitz, dessen Buch über Jakob Fugger zu den gehaltvollsten Veröffentlichungen über die wirtschaftliche und politische Geschichte des 16. Jahrhunderts in den letzten Jahren gehört, legt eine neue Untersuchung aus demselben Stoffkreis vor unter dem Titel „Fugger und Hanse. Ein hundertjähriges Ringen um Ostsee und Nordsee“ (Tübingen 1953, J. C. B. Mohr [Paul Siebeck]. 236 S. und 4 Abb. DM 14,80). Sie behandelt die Ausdehnungsbestrebungen der Fugger in den Ostseeländern. Im Hintergrund steht auch hier der Fuggerische Kupferhandel, der neue Absatzgebiete für die Ausbeute der slowakischen Kupfergruben sucht. Damit verbunden sind Anleihetransaktionen, bei denen in diesem Falle die Krone Dänemarks als Beherrscherin der Sunddurchfahrt in den Vordergrund tritt. Doch spannen sich Fäden auch nach Polen und Preußen.

Daß dieses Eindringen des oberdeutschen Handelshauses in einen Wirtschaftsraum, den die Hanse bisher als ihr eigenes Gebiet anzusehen pflegte, auf heftige Abwehr der Hanse stieß, ist begreiflich. Die einzelnen Phasen dieser Auseinandersetzung werden von Pölnitz nicht nur sachlich eingehend und ausgezeichnet fundiert, sondern auch sehr lebendig dargestellt, vielleicht zuweilen in einer zu militanten Ausdrucksweise — schließlich handelte es sich trotz aller Rivalität um geschäftliche Dinge und nicht um Feldzüge! Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts läßt das Interesse der Fugger am Osten nach: auch für die Fugger wird das englische Geschäft interessanter als der Osten. Erwähnt sei noch der Abdruck einer Anzahl sehr interessanter Dokumente, welche die ganz Europa umspannende Tätigkeit der Fugger eindrucksvoll zeigen.

Zur erzählenden Geschichtsdarstellung, die nicht den Ehrgeiz hat, neue Quellen und Zusammenhänge zu erschließen, gehört das Buch von Leopold Zahn „Christine von Schweden. Königin des Barock“. (Köln-Berlin, Kiepenheuer & Witsch. 275 S. 12 Abb. DM 12,80). Christine hat ihren Zeitgenossen reichlich Stoff zu Sensationen geboten; die größte davon war wohl, daß sie, die Tochter Gustav Adolfs, des Vorkämpfers des Protestantismus, auf den Thron verzichtete und zum Katholizismus übertrat — ein Triumph jesuitischer Bekehrungskunst, der allerdings ohne politische Folgen blieb. Christine lebte dann meist in Rom, bei aller ihrer Ergebenheit gegen die Kirche ein nicht immer bequemer Gast der Päpste. Zahn erzählt das Leben dieses seltsamen Menschen lebenswürdig und taktvoll, gestützt auf zahlreiche sorgfältig verarbeitete Äußerungen der Königin selbst wie ihrer Zeitgenossen. Eine typische Königin des Barock war jedoch Christine kaum, eher ein Kuriosum der menschlichen Spezies, und ein wenig sympathisches dazu — oder auch ein bedauernswertes, wie man's nimmt.

Ein wenig glückliches Schwanken zwischen politischem Traktat und historischer Abhandlung zeigt die Schrift von Clemens Graf Brandis



„Österreich und das Abendland in der Wende des XIX. Jahrhunderts“ (Innsbruck, Inn-Verlag. 143 S.). Man kann sehr viel Kritisches gegen Liberalismus und Nationalismus im 19. Jahrhundert vorbringen, aber beide Begriffe einfach mit einem Bindestrich zusammenzukoppeln, als ob beide dasselbe wären, geht historisch gesehen nicht an, auch wenn sie zeitweise in gemeinsamer Opposition standen, besonders in der Epoche zwischen 1815 und 1848. Die Bedeutung Österreichs in diesen Jahrzehnten darzulegen, insbesondere seine übernationale Haltung, ist das Anliegen des Buches. Trotz mancher guten Bemerkung über das alte Österreich sagt es aber nichts eigentlich Neues. Die Rolle Österreichs wird längst nicht mehr unterschätzt, wie es in der kleindeutschen Geschichtsschreibung des vorigen Jahrhunderts, aber auch da nur zum Teil, der Fall war. Und bei aller Anerkennung der politischen Leistung des alten Habsburgerreiches, zu sagen „was Österreich im kleinen war, das muß endlich Europa im großen wieder werden“, das geht an den Problemen des damaligen Österreich und des heutigen Europa gleichermaßen vorbei.

Bernhard Knauss

### Bunte Alte Welt

In den Dünndruckausgaben des Verlages Birkhäuser, Basel, die langsam zu einer Sammlung der Weltliteratur in handlichem Format und bester Ausstattung werden, sind jetzt *Homers Ilias und Odyssee* in einem Bande von 751 Seiten erschienen (DM 14,75). Der Herausgeber *Peter Von der Mühl* hat mit nur geringen Modernisierungen die Voß'sche Übertragung nach der ersten Ausgabe von 1793 zugrunde gelegt und, als begrüßenswerte Erleichterung für den Gelegenheitsleser, jedem Gesang eine kurze Inhaltsangabe vorangestellt. Man mag darüber streiten, ob es richtig war, auf Voß zurückzugreifen statt auf Thassilo von Schefter — in jedem Falle ist es dankenswert, endlich eine einbändige Taschenausgabe der homerischen Epen zur Verfügung zu haben.

*Xenophons Erinnerungen an Sokrates*, neben Platons Aufzeichnun-

gen das wichtigste Dokument über die Gestalt des Sokrates, hat *Rudolf Preiswerk* neu übersetzt und im Rascher Verlag, Zürich, in der Reihe „Das Erbe der Antike“, auf die wir schon mehrfach hinweisen konnten, herausgegeben (261 S. DM 9,50). Der gut lesbaren Übertragung sind geschickte Anmerkungen zum leichteren Verständnis beigegeben.

Von der Vielfarbigkeit des Lebens der Alten Welt, von der man in diesen Originaltexten nur ab und an einen Eindruck erhält, berichtet *Ugo Enrico Paoli*: „Die Geschichte der Neaira und andere Begebenheiten aus der Alten Welt“ (Deutsch von *Ernst Schneider*. Bern, Francke. 39 Abb. u. 32 Tafeln, 234 S. DM 17,80). Das ist eine an jeder Stelle mit Quellen belegte Zusammenstellung von Abenteuern und Anekdoten aus dem alten Griechenland und Rom — amüsant und reizvoll zu lesen, mit erquickendem Mangel an Pathos und voll erfrischender Natürlichkeit: ein Buch, das zeigt, wie sehr auch die „Alten“ — Menschen waren. D. R.

### Zwischen Geschichte und Dichtung

Der „*Augustissima*“, d. h. der Kaiserin Maria Theresia, hat *Ann Tizia Leitich* eine umfangreiche und anziehende Biographie gewidmet (Wien, Amalthea-Verlag. 512 Seiten. 60 Bildtafeln. DM 16,50). Die Verfasserin, selbst ein Wiener Kind und bewährte Kennerin der Wiener Kultur, packt den großen Vorwurf mit dichterischer Kraft, fühlt sich jedoch der geschichtlichen Überlieferung so streng verpflichtet, daß sie ihre Phantasie bündigt und sich hütet, aus ihrer frischen, auch gegenwartsnahen Darstellung einen Roman zu machen. Was sie sagt und sagen läßt, kann sie belegen. Mit Recht gönnt sie sich und dem Leser die Freude an der Anekdote, gelegentlich auch am Tratsch, sofern er für Menschen und Dinge charakteristisch ist. Mit einführender Liebe, die freilich dem großen Gegner der Kaiserin nicht ganz gerecht wird, trifft sie den Stil der Zeit auch sprachlich so gut, daß man es peinlich empfindet, wenn ihr ein paarmal die Redensart „am laufenden Bande“ entslüpf.

Es bedarf einer Einleitung und eines erläuternden Personenverzeichnisses sowie einer freilich ungenügenden Karte, um den deutschen Leser in den biographischen Roman „*Anna Carroll*“ von *Hollister Noble* einzuführen (ebenda; 313 S. 10 Abb. DM 11,50). Denn mit Recht nimmt der Übersetzer und Bearbeiter *J. N. Lorenz* an, daß die meisten Leser mit der Geschichte des amerikanischen Sezessionskrieges und der Gestalt, dem Schicksal und der Bedeutung des großen Präsidenten Lincoln nicht vertraut sind. Die Heldin der Geschichte, Journalistin und Politikerin zu einer Zeit, in der die Frauenemanzipation als eine naturwidrige Albernheit angesehen wurde, war das wichtigste inoffizielle Mitglied des Lincolnschen Kabinetts. Ihrem gesunden Verstand war ein Kriegsplan zu danken, der den Sieg der Nord- über die Südstaaten erringen half. Das Buch gehört zu den viel gescholtenen feuilletonistischen Geschichtsbüchern. Die Heldin erwidert „mit durstigen Lippen die heißen Küsse“ ihres Liebhabers, und wir werden genau über ihre Toiletten unterrichtet. Wie manches andre Buch seiner Art wäre es angenehmer zu lesen, wenn es auf den falschen Flitter dichterischen Aufputzes verzichtete. Denn der Verfasser ist nichts als ein gewandter Reporter, im Vergleich mit dem unsere alten Professoren-Romanschreiber Ebers, Dahn, Eckstein vollblütige Poeten gewesen sind.

Der im vorigen Jahr verstorbene *Emmerich Kalman* hat das Erscheinen seiner von *Rudolf Oesterreicher* verfaßten Biographie nicht mehr erlebt (ebenda; 229 S., 52 Abb. 29 Notenbeispiele. DM 13,—). Man schätzt die Kunst Kalmans, Lehars und anderer erfolgreicher Operettenkomponisten heute höher als noch vor wenigen Jahrzehnten. Werke wie die „*Csardasfürstin*“ (1915) oder „*Gräfin Mariza*“ (1924) haben stürmische Zeiten überdauert und bringen weiter volle Häuser. Kalmans an Schwierigkeiten reiche Entwicklung vom kleinen Journalisten in Budapest zur Weltberühmtheit zeichnet *Oesterreicher* mit freundschaftlicher Teilnahme auf und macht uns so mit einem liebenswerten und be-

scheidenen Menschen bekannt, den auch der Glanz der Erfolge nicht blendet. Manchmal stört der Operettenstil, den die Darstellung nicht immer vermeidet: „Glückstrahlend schlüpfte Vera (Kalmans künftige Frau) in ihrer Garderobe aus dem Kostüm und warf sich in das neue Abendkleid, das ihr Kalman zur Premiere hatte anfertigen lassen.“

Die schändliche und furchtbare Zeit des Nationalsozialismus und der Nachkriegsjahre bis zur Blockade Berlins beschwört der Roman „*Fluch*“ von *Victor E. Wyndheim*, der den Lesern der D. R. unter seinem rechten Namen *Victor Klages* als leidenschaftlich bewegter Deuter unsrer Zeit wohlbekannt ist (Berlin, West-Ost-Verlag. 438 S. DM 14,40). Das Buch ist eine aufwühlende Lektüre. Mit tiefer Erschütterung erlebt man das Schicksal namentlich der Juden mit, über denen sich langsam die menschlichen Hirnen und Herzen unvorstellbare Katastrophe vorbereitet, bis das große Morden der Maschinengewehre und Gaskammern beginnt. Wie ein quälender Traum ziehen die Bilder der Zerstörung Berlins, der Vernichtung unzähliger Schicksale noch einmal an uns vorüber, und mag das Buch aus zahllosen Tatsachen zusammengesetzt sein — es bleibt nicht in der Reportage des Grauens hängen. Auch der von Hoffnung erfüllte Schluß ist nicht bloß ein optimistischer Schnörkel, sondern läßt das Licht leuchten, das auch in der tiefsten Finsternis der Lüge und der Gewalt in den Herzen guter, auch schwacher Menschen nie ganz erloschen ist.

Drei in strengem Sinne echte Novellen hat derselbe Verfasser veröffentlicht (ebenda; 143 S. DM 4,20). Sie zeigen „*Welt hinter Schleiern*“ und erzählen von dem Mann, der im Urwald Brasiliens ein gefährlicher Spintisierer wird und durch den Äther die Stimmen ferner Vergangenheit zu beschwören meint, oder von dem seltsamen jungen Forscher, der das Mittel findet, Leben spurlos verschwinden zu lassen, auch sich selbst, oder endlich von der großen Katastrophe, die eine neue, unheimlich schnell hereinbrechende Eiszeit über unsre Erde bringt. So phantastisch die Themen sind — *Wyndheim*

stellt sie mit so überzeugender Klarheit dar, daß man an ihrer poetischen Wirklichkeit nicht zweifelt.

Diese poetische Wirklichkeit fehlt der im selben Verlag erschienenen „Kornblumenlegende“ von Gerhard Sachs, einer allzu zuckrigen Dichtung, die wahrscheinlich Backfische einer vergangenen Zeit mit Rührung gelesen hätten, während uns das in Mädchengestalt von der Himmels- wiese auf die Erde geschickte Korn- blümchen in unsere Welt nicht zu passen scheint, auch wenn die Blum- enmaid einem vom Schicksal ge- zeichneten Heimkehrer den Weg ins Leben zurückweist (120 S. DM 4,40).

Eine abenteuerliche Kriegsge- schichte voll wilder und süßer Ro- mantik erzählt der Engländer *Richard Llewellyn* (deutsch von *Lis Duden*. Stuttgart, Diana-Verlag. 453 S.). Der wackere Snowy, den der Krieg über Ostafrika nach Süditalien verschla- gen hat, benutzt ein paar Tage Ur- laub, um „*Blumen für Shiner*“, seinen besten Kameraden, auf dessen Grab zu pflanzen. Auf seinem Last- wagen Rosie findet sich eine merk- würdige Gesellschaft zusammen, der kleine Bill, der ein ausgezeichnete Monteur ist und der, stolz auf seine Heimat Lancashire, jeden Londoner mit verächtlichem Mitleid betrachtet, ein amerikanischer Deserteur, der sich, ein tüchtiger Apotheker, nach seiner Offizin sehnt, und sogar eine richtige Prinzessin, reizend und edel- mütig, so daß sie der geliebten Liz des vom Zwiespalt der Gefühle be- fallenen Snowy Konkurrenz macht. Eine Weile zittert man um die wak- keren Jungen und ihre Prinzessin, als sie in die Hände eines Deser- teurs fallen. Aber am Ende geht alles gut. Der eigentliche Held des Buchs oder besser seine Heldin ist Rosie, das Auto Snowys. Zu ihr steht er im zärtlichsten Verhältnis, als wenn die Maschine lebte, und wenn sie ihm entführt wird, jagt er hinter ihr drein wie der leidenschaftlichste Liebhaber hinter seiner Geliebten.

*Paul Weiglin*

#### Von unserer Verantwortung

*Rudolf Hagelstange* hat 26 Auf- sätze und Ansprachen in einem Bande vereinigt: „*Es steht in unserer*

## Preuves

### Monatshefte

herausgegeben vom **Kongreß**  
für die Freiheit der Kultur,  
23, rue de la Pépinière, Paris 8e

Aus dem Inhalt des Maiheftes:

THIERRY MAULNIER  
Les masses et le C. E. D.

HERBERT LUTHY  
La France seule...

RAYMOND ARON  
L'Asie entre Malthus et Marx

EDOUARD RODITI  
La poésie de Cavafis

Zu beziehen durch:  
„Kongreß für die Freiheit der Kultur“  
Berlin-Zehlendorf, Schmarjestr. 4

Probenummern kostenlos!

Jahresabonnement: DM 8,—

## Der Monat

Eine internationale Zeitschrift  
herausgegeben von Melvin Lasky

Heft 69 · Juni 1954

Aus dem Inhalt:

Alfred Cobban  
Der Verfall der politischen  
Theorie

J. A. Wilson  
Die alten Ägypter

Des Teufels Hauptwachtmeister  
Ein Diskussion rund um Nullacht-  
Fünfzehn

Hans Weigel  
Unternehmen Vatermord

Berlin-Dahlem  
Saargemünder Straße 25

Einzelheft DM 1,—



*Macht. Gedachtes und Erlebtes*“ (München, R. Piper & Co. 233 S.) Der Inhalt gliedert sich nach drei großen Abschnitten: Grundsätzliche Äußerungen; Die christlichen Feste, Bilder von Traum und Wirklichkeit; Persönliches, Welt und Mensch. Jede seiner Äußerungen zeigt die tiefe geistige und sittliche Verantwortung, die Rudolf Hagelstange, der uns wahrlich etwas zu sagen hat, auszeichnet. Alles ist echt, und deshalb ist alles Bekenntnis. Sein tapferes Herz leidet mit den Leidenden, aber spendet Trost aus letzter unverlierbarer Quelle. Er ist, wie er es oft bewährt hat, ein Kämpfer für die Wahrheit, für seelische Sauberkeit und Klarheit des Denkens und ein Bürger des christlichen Abendlandes. Im ganzen gesehen bringen diese gesammelten Schriften eine Analyse unserer verwirrten Zeit und können uns mit der tröstenden Hoffnung erfüllen, wie wir sie auch aus Büchern Max Picards schöpfen, daß eine Änderung des Jammers in der Welt in unserer Macht steht. R. P.

### Die Ehre des Soldaten

Ernst Buchrucker fragt im Untertitel seines gleichnamigen Buches: „Deutsches Soldatentum in europäischer Wehrmacht?“ (Stollhamm Oldb., Helmut Rauschenbusch Verlag. 110 S.). Der Verfasser bekämpft die Auffassung, daß die alte Ehrauffassung des deutschen Offiziers überlebt sei, und fordert, daß die Soldaten neuer deutscher Streitkräfte die „Waffenehre“ als oberstes Gesetz anerkennen. Es gehört Mut dazu, heute so hohe Forderungen an das soldatische Berufsethos zu stellen, das in der Hitlerzeit teuflisch verzerrt und erniedrigt wurde. Der Verfasser selbst zeigt an einer Reihe von Beispielen, wie Hitler das echte Soldatentum haßte und ihm das Rückgrat Wirbel für Wirbel brach: vom 30. Juni 1934, über die infame Art, wie sich „der an die Spitze des Reichs gelangte Schurke“ des Oberbefehlshabers des Heeres entledigte, des Freiherrn v. Fritsch, bis zu dem sog. „Ehrenhof“, wo höchste Offiziere ihren guten Namen dadurch befleckten, daß sie auf Hitlers Befehl die Täter des 20. Juli aus der Wehrmacht

ausstießen. Es fällt schwer, daran zu glauben, daß nach diesem ehrwidrigen Verhalten so mancher Offiziere wieder die frühere hohe Ehrauffassung zurückgewonnen werden kann. Auf jeden Fall wird dies nicht mit Worten erreicht, und es kann nur davor gewarnt werden, vor die sehr kritische und nüchterne Jugend mit einem Pathos zu treten, das für sie keinen Inhalt mehr hat. Je weniger man von einer besonderen „Ehre des Soldaten“ spricht, je mehr man als anständiger Mensch handelt, desto eher wird die Haltung, die Buchrucker als Ideal vorschwebt, zum Allgemeingut einer künftigen deutschen Truppe werden.

Robert Knauss

### Amerikanischer Hermes

Die Bürger der Vereinigten Staaten sind den übrig gebliebenen Europäern auch dadurch voraus, daß bei ihnen das Buch, oder besser: das Lehrbuch noch etwas gilt. Eines der besten Beispiele aufklärerischen Respektes vor der Erlernbarkeit einer Sache bietet R. M. McIvers „Web of Government“, der jetzt in einer sauberen deutschen Übersetzung vorliegt: „Macht und Autorität. Regierung im Kräftefeld der Gesellschaft“ (Frankfurt/M. 1953, Verlag der Frankfurter Hefte. 384 S.). Professor McIver tritt wie einstmal's Hermes unter die Leute, um die staatsbürgerliche Kunst an alle zu verteilen. „Denn nie wird es zum Bestehen von Staaten kommen, wenn nur wenige jener Güter teilhaftig sind wie bei den anderen Künsten“ (Platon). Der Autor untersucht zuerst die Entstehung der Regierung, dann die Grundlagen der Autorität, die Regierungsformen und schließlich den Formwandel der Regierung. 25 Seiten sind den Schlußfolgerungen gewidmet. Der umfangreiche Anmerkungsapparat enthält so ziemlich alles, was Rang und Namen in der politischen Wissenschaft Amerikas hat. (Leider hat der Übersetzer es versäumt, Hinweise auf die entsprechende deutschsprachige Literatur anzubringen, auch stimmen zahlreiche Druckfehler verdrießlich.) Das Buch ist ein Plädoyer für die parlamentarische Demokratie, weil es

keine vollkommeneren Art der Regierung gibt. Sie zeitigt die geringsten Übel, solange die Regierung nicht die Möglichkeit erhält, das kulturelle Leben zu kontrollieren oder es durch ein Monopol des Wirtschaftssystems indirekt zu beherrschen. Nur dann können die Völker „die lebenspendende Luft atmen, die aus dem Reich jenseits des Reichs der Regierung kommt“. In Einzelheiten seiner Theorie weicht der Autor nicht immer vorteilhaft vom Hergebrachten ab. So kann man verschiedener Meinung darüber sein, ob es zweckmäßig erscheint, den Klassenbegriff anders als ökonomisch bedingt aufzufassen. Aber das sind fachliche Einwände, die den Wert des nützlichen Werkes nicht herabmindern.

Harry Pross

### Ibero-Amerika

Neunzehn Monate ist Peter Schmid in Ibero-Amerika gewesen, und nun legt er sein neues Buch „*Nachbarn des Himmels*“ vor (Stuttgart 1953, Deutsche Verlagsanstalt. 382 S. mit 28 Abb. und einer Farbtafel. DM 16.50). Reichen neunzehn Monate aus, um einen Kontinent schildern zu können, der den Reisenden so schnell ermüdet wie dieser? Sie reichen, wenn man Peter Schmid's Erlebnisintensität, sein geschultes Auge besitzt — und die eigene Kraft nicht überschätzt. Daß der Autor dies doch getan hat, daran krankt sein Buch.

Die „*Nachbarn des Himmels*“ sind die Indios, die Nachkommen der Azteken und Mayas, der Inkas und Araukaner, die „Bettler auf dem goldenen Thron“, die unberechenbaren Massen, die, seit Jahrhunderten unterdrückt, die Armee jedes Revolvers bilden. Das ist Peter Schmid's Grundthema. Nachdem er daran von Mexiko bis Bolivien festgehalten hat, erweitert er es plötzlich zu allgemeineren, sehr torsohaften Betrachtungen in Uruguay, Argentinien, Brasilien und Chile — Staaten, in denen der Indio als mehr oder weniger geschlossener Volksteil so gut wie keine Rolle spielt, von denen die drei letzten aber politisch den Ton in Südamerika angeben. Auch Schmid hat nicht durchgehalten, auch bei ihm hat die erste Be-

## DAS ECHO

Herausgegeben von Dr. L. K. Stargardt

Die verbreitete, unabhängige  
deutsch-sprachige Kultur-  
zeitschrift in Südamerika!

Wer Beziehungen in Latein-  
Amerika sucht, der inseriere  
in der Zeitschrift

» D A S E C H O «

Informationen:

DAS ECHO, Cochabamba,  
Bolivia, Casilla 748

Auslieferung

der „Deutschen Rundschau“ f. Bolivien

## Etudes Germaniques

Allemagne - Autriche - Suisse  
Pays scandinaves et néerlandais

Vierteljahrsschrift der Gesellschaft  
für germanistische Studien

Herausgegeben von

Maurice Colleville Professor a. d. Sorbonne  
und

Fernand Mossé Professor am Collège de France

Die Zeitschrift *Etudes Germaniques* ist das wesentliche Organ der wissenschaftlichen Veröffentlichungen französischer Germanisten. Sie ist die einzige französische Zeitschrift, die sich mit den Ländern germanischer Sprache - Englisch ausgenommen - beschäftigt: Deutschland, Österreich, Schweiz, die Niederlande u. die skandinavischen Länder. Sie veröffentlicht Beiträge in Französisch, Deutsch und Englisch. Sie stellt ein unentbehrliches Hilfsmittel all denjenigen zur Verfügung, die sich an der Arbeit französischer Germanisten interessieren.

Jahrgangspreis (Vier Hefte mit einem Gesamtumfang v. mindest. 20 Bogen): 1.200 Fr.; Einzelheft: 300 Fr.

Annahme von Abonnements: Editions de Lyon I.A.C.  
58 Rue Victor-Lagrange, Lyon (Rhône)

Postcheckkonto: Lyon 232-03 Probeheft kostenlos.

geisterung in Mexiko einer Ermüdung Platz gemacht, die ihn am Schluß der Reise einen Indiostaat wie Paraguay, eine industrielle Hochburg wie Venezuela mit ihren hochinteressanten wirtschafts- und sozialpolitischen Problemen einfach überspringen, die im Grund genommen außerhalb seines eigentlichen Themas liegenden ABC-Staaten fragmentarisch streifen und das Buch mit einer knapp einseitigen Schlußbetrachtung am Hafen von Rio abschließen läßt. Ein sehr eigenwilliges, kein abgerundetes Buch, manches Wichtige wird übergangen. Und trotzdem eines der besten Bücher, die über Ibero-Amerika erschienen sind, fesselnd bis zur letzten Seite. Impressionen nur, Reiseberichte; aber Berichte eines Mannes, der es versteht, durch ein winziges Schlaglicht, eine Akzentuierung, eine unscheinbare Nuance eine politische oder menschliche Problematik besser zu erklären als andere mit Statistiken und akademischen Belehrungen. Es ist nicht Latein-Amerika in all seinen Erscheinungsformen, das Schmid uns nahebringt, aber es ist der Indio, der das Schicksal dieses Kontinents verkörpert. *hjn*

### Abenteuer und Reisen

Der 1887 geborene Schotte J. A. Hunter ist früh nach Kenia gekommen und hat dort die „letzte große Jagdzeit der Weltgeschichte“ erlebt, als Leiter von Jagdexpeditionen sowie als Jäger und Heger im Auftrag der Regierung. Er erzählt von Löwen und Büffeln, Nashörnern, Elefanten, Leoparden und vielem anderen Gekrönten, und „Die Löwen waren nicht die schlimmsten“ (München, Paul List. Aus dem Amerikanischen von D. Niebuhr. 282 S. und 15 Bildtafeln. DM 11,80). Unter den Jagdherren, die er führt, befinden sich sonderbare Käuze, auch richtige Sonntagsjäger. Hunter begegnet Kannibalen, an deren Mahl er ahnungslos teilnimmt, und Pygmäen, die wie wir nicht gern mit dem Finanzamt zu tun haben. Da den weißen Jäger seine Meisterschaft bei den von wilden Tieren bedrängten Eingeborenen hoch geschätzt macht, wollen sie ihn der Regierung für 500 Kühe abkaufen,

ein Angebot, das ihn erhebt, denn eine Frau konnte man damals schon für drei Kühe erwerben.

Der englische Meereszoologe N. J. Berrill berichtet von seinen den dunklen Anfängen der Wirbeltiere geltenden Forschungen, die er auf den Tortuga-Inseln im Golf von Mexiko angestellt hat, und führt in eine abenteuerliche „Atlantische Wunderwelt“ (München, Biederstein. Aus dem Amerikanischen von Dr. Edith Ebers. 268 S., 41 Abb. DM 12,—). Der Gelehrte betreibt die Wissenschaft nicht anders als der Künstler: aus einem inneren Zwang. Er will herausfinden, warum er auf diesem Planeten ist, und da ein Künstler in ihm steckt, versteht er den Leser zu bezaubern. Er führt ihn an die Stelle, wo nach unserer beschränkten Erkenntnis die Anfänge des Lebens und einer erstaunlichen Entwicklung zu finden sind, und ehrt das darüber waltende Geheimnis. Da ihm die Feierlichkeit des Zunftgelehrten fehlt, glaubt er, daß gerade außerhalb dogmatischer Wissenschaft eine neue Schau der Dinge sich bilde. Ihm ist ein Flutümpel, in dem sowohl Laien wie Fachleute ihren Forschungsdrang befriedigen können, ein erregendes Stück Weltall und doch klein genug, um von jedem Betrachter bewältigt zu werden. Berrill hat auch die Heiterkeit, von Krebsen, Hummern und Austern so zu erzählen, daß neben dem Naturfreund der Feinschmecker angenehme Kenntnisse erwirbt.

Seinen Reisebüchern über Skandinavien und Südosteuropa, Italien und Spanien hat der gewandte Feuilletonist Pieter Vervoort ein neues folgen lassen: „Alle Schwäne der Königin. Eine Wanderung durch England, Schottland und Wales.“ (München, Ehrenwirth. 251 S. DM 9,80). Namentlich in den ersten Kapiteln erliegt der Verfasser der Neigung zu einer nicht immer echten Sentimentalität, aber dann bietet er viele aufschlußreiche und manchmal entzückende Beobachtungen und zaubert aus gründlicher Kenntnis der Vergangenheit ein allerliebstes historisches Puppentheater auf seine kleine Bühne. Er liebt die Engländer, selbst ihren Spleen und Cant, und rühmt: „Wie sind sie rücksichtsvoll und so



hilfsbereit, wie ich das noch bei keinem andern Volk erlebt habe, bei keinem.“

*Lady Hester Stanhope*, Nichte des jüngeren Pitt, seine Haushälterin und Privatsekretärin, hat seit 1814 unter den Drusen des Libanon als ungekrönte Königin gelebt, wegen ihres Reichtums und ihrer Weisheit mit einer fast religiösen Scheu verehrt; es war freilich mit beidem nicht allzu weit her. Ihr abenteuerliches Leben erzählt, für Deutsche etwas zu weitläufig, *Joan Haslip* (Berlin, Universitas. Aus dem Englischen von *Helene Ssachno*. 286 S. und 17 Bildtafeln. DM 12,50). *Lamartine* hat die exzentrische Frau berühmt gemacht. Auch Fürst Pückler hat sie besucht. Damals war sie alt und ihr Stern im Sinken, doch immer noch ging ein Zauber von der Lady aus, die nach ihrem eigenen Geständnis weder Mann noch Weib gewesen ist, sondern ein Wesen à part, was nicht hinderte, daß auch sie Liebe, Leidenschaft und Eifersucht erfahren mußte. Das Buch, das durch Kapitelüberschriften leichter lesbar gemacht werden könnte, leidet unter romanhaftem Aufputz, so wenn der „Sturmeshauch der französischen Revolution seine Schatten auf die zierlichen Chippendale-Spiegel wirft, in denen die schönen Damen des Hofes sich betrachteten.“

„*Jan Avril vom Moulin Rouge*“ war um die Jahrhundertwende die Königin von Paris. Sie hat getanzt und geliebt; Toulouse-Lautrec hat sie oft gezeichnet, und Bilder von ihm sind der Biographie von *Jose Shercliff* beigegeben. Sie hat ihr Buch nach Aufzeichnungen und Erzählungen der Freundin in einem herzlichen und bescheidenen Ton geschrieben (Wien, Zsolnay. Aus dem Englischen von *S. Neumann*. 339 S.). *Jan Avril* zählte zu den Frauen, die man gute Manieren und Höflichkeit gelehrt hatte und die noch den Wert von Freude und Muße kannten. Sie war gescheit und gutherzig, rechtschaffen und lebenswürdig und bewährte diese Gaben auch in einem unbeherrschten Alter, denn sie ist erst während des letzten Krieges gestorben. Doch so anziehend die Bekanntheit mit ihr ist: der Wert des Buches liegt in der Schilderung von

Paris, der Lichtstadt, die ihre größte, leichtsinnigste und charmanteste, aber auch künstlerisch bedeutendste Zeit in dem halben Jahrhundert von Napoleon III. bis zum Ersten Weltkrieg erlebte.

Paul Weiglin

### Fälscher am Werk

Wenn eine Kunstfälschung großen Stils aufgedeckt wird, ist das Publikum weniger an der kriminellen Seite interessiert als an der Frage, wie es einem Maler oder Bildhauer gelingen konnte, sich so in den Stil einer früheren Epoche oder eines alten Meisters einzufühlen, daß sogar namhafte Sachkenner der Täuschung erliegen. Wir erleben das Spiel der Irrungen jetzt wieder angesichts der „gotischen Fresken“ in der Lübecker Marienkirche, die von der Fachwelt dem 14. Jahrhundert zugewiesen wurden, bis sich der Maler Lothar Malskat als ihr Urheber bezichtigte.

Auch der Fall van Meegeren gehört hierher, den *Sepp Schüller* eindringlich darstellt: „*Falsch oder echt?*“ (Bonn 1953, Brüder Auer Verlag. 74 Seiten mit 17 Abb. DM 12,80) In den Jahren 1937 bis 1943 tauchen in Holland Gemälde auf, die nach sorgfältiger, mit allen modernen Mitteln durchgeführter Prüfung als Arbeiten des 17. Jahrhunderts festgestellt werden und nach stilkritischen Gutachten führender Experten von Vermeer stammen. Sie werden für Millionenbeträge aufgekauft und hängen, wie die berühmten „Emmausjünger“, jahrelang in Ausstellungen als deren „Höhe- und Mittelpunkt“. Als 1946 der relativ unbekannte Han van Meegeren durch einen Zufall gedrängt wird, sich als Maler dieser Bilder zu bekennen, muß er erst unter Aufsicht des Gerichts einen weiteren falschen Vermeer malen, bevor sein Geständnis Glauben findet. Schüller trägt nicht nur die wahrhaft erregenden Fakten geschickt zusammen, sondern stellt auch grundsätzliche Betrachtungen an, inwieweit derartige Vorgänge die Kunst und die Kunstwissenschaft gefährden, und kommt zu dem Ergebnis, daß „Fälschungen nur durch ihre Nachempfindung gestaltet, nicht aber durch eigenes künstlerisches Erlebnis gewachsen sind“.

Das Problem der virtuoson Handfertigkeit behandelt auch *Felix Mendax* in einer allgemeinen Übersicht „*Aus der Welt der Fälscher*“ (Stuttgart 1953, Kohlhammer. 306 S. 22 Tafeln, 40 Zeichnungen. DM 14,60). Die oft tragikomischen Beispiele aus der Antike, dem Mittelalter und der Neuzeit scheinen den Satz zu beweisen: mundus vult decipi — aber zuletzt stehen die Fälscher doch als „betrogene Betrüger“ da. Auch Mendax zeigt, daß fast immer Ehrgeiz und Geltungsbedürfnis das Talent zur Vortäuschung anerkannter und beliebter Werte veranlassen. Dabei beschränkt er sich nicht nur auf die bildenden Künste, sondern enthüllt auch literarische Mystifikationen und den Mißbrauch mit Reliquien. Er erzählt von dem Wunderknaben in Bristol, dem Ernst Penzoldt in seinem Roman „Der arme Chatterton“ ein Denkmal gesetzt hat, und macht den niemals existent gewesen Ossian lebendig, der auf Herder, Goethe und die Romantik eine entscheidende Wirkung ausgeübt hat, obwohl er lediglich Macphersons Phantasie entsprang. Hier hätten zur Abgrenzung vom Plagiat Hinweise auf andere literarische Einverleibungen den Stoff bereichern können. Gewichtiger aber ist der Einwand, daß der Autor die kunstpsychologischen Probleme in einer bewußt „reizvoll“ gehaltenen und verharmlosenden Weise aufgreift und die dämonischen Kräfte verschweigt, denen der schöpferische Geist auf seinen Irrwegen ausgesetzt ist.

Ks.

### Eine Problemgeschichte der Medizin

Medizingeschichte läßt uns deutlich werden, daß die Krise in der heutigen Medizin nichts Neues und Einmaliges ist, sondern in ihrer Struktur ein sich regelmäßig wiederholender Vorgang. Immer folgt auf eine Epoche der Empirie, der Tatsachsensammlung und des Positivismus, wie zuletzt im 19. Jahrhundert, der Gegenstoß in Form spekulativ-philosophischer Deutungsversuche, theologischer Fundierung oder großer medizinischer Systeme, in denen die Vielfalt der Einzeldaten zu einer übergeordneten Einheit geordnet werden soll, Ansätze, die wir in den systematischen Entwürfen der Selye'schen

Adaptationslehre oder in Speranskys Neuropathologie unschwer erkennen, während von Weizsäckers Psychosomatik anthropologische Auffassungen der Romantik wieder erweckt und zu einer neuen Lehre vom kranken Menschen ausgestaltet werden. Was bei einer solchen Betrachtung der Medizin sichtbar wird, ist nichts weniger als der geschichtlich sich wandelnde Geist der Heilkunde, ein spezifischer, der zwar in deutlicher Abhängigkeit von den philosophischen und theologischen Gedanken seiner jeweiligen Epoche steht, jedoch seine ganz eigene autonome Problematik zu bewältigen hat.

Daher ist Medizingeschichte nicht vorwiegend Kulturgeschichte, nicht pragmatische Darstellung therapeutischer Errungenschaften oder diagnostischer Großtaten, auch nicht Biographie großer Ärzte, so hoch bedeutsam die Wirkung des genialen Arztes für die geistige Bewegung der Medizin ist, denn in ihm verdichtet sich dieser Geist zur einmaligen Gestalt. Sie ist ihrer Idee und Aufgabe nach in Wirklichkeit „Problemgeschichte“, die mit geisteswissenschaftlichen Methoden nachzuziehen versucht, wie jeder Epoche das Problem der Krankheit als eine Urtatsache des menschlichen Daseins erschien, wie sie es deutete, mit welchen Mitteln sie es anging, und wie sie ihre Ergebnisse und Einsichten weitergab.

Unter den heutigen Vertretern der Medizinhistorik ist keiner so berufen, diese für das gegenwärtige Bewußtsein der Heilkunde eminent wichtige Problemgeschichte der Medizin vorzulegen, wie *Werner Leibbrand*, der Ordinarius für Geschichte der Medizin an der Universität München. Von der Psychiatrie herkommend und durch sie für geistesgeschichtliche Zusammenhänge aufgeschlossen, hat Leibbrand schon in seinen früheren Büchern, von denen ich nur „*Romantische Medizin*“ und „*Der goldene Stab des Askulap*“ nenne, ein ganz ungewöhnliches Maß philosophischen, philologischen und geschichtlichen Wissens zur Darstellung geistesgeschichtlicher Zusammenhänge in der Medizin bewiesen und zu bedeutenden Werken geformt. Leibbrands neuestes Buch, soeben

## DOKUMENTE

Zweimonatsschrift im Dienst übernationaler Zusammenarbeit

Zweites Heft 1954 (illustriert)

**Westeuropas Wohnungsprobleme:** Berichte aus Belgien, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Holland, Italien, Österreich, Schweden, Schweiz und Spanien.

**Kardinal Feltin:** Zur Frage der Arbeiterpriester. / **Jean Lacroix:** Sinn und Wert des modernen Atheismus / **Antoine Wiss-Verdier:** Am Rande der Berliner Konferenz / **Elisa Mujica:** Im Bannkreis der Gewalt / **Theaterbriefe** aus London, Paris und Zürich.

Drittes Heft in Vorbereitung

**Die führenden christlich-demokratischen Parteien in Europa:** Untersuchungen über Geschichte, Organisation, Programm und Politik des französischen Mouvement Républicain Populaire, der italienischen Democrazia Cristiana, der belgischen Christlich-Sozialen Partei und der Österreichischen Volkspartei, Einführung von Jacques Spaey: Die Zukunft der christlichen Demokratie.

Noch vorrätig:

Illustriertes Sonderheft **Afrika und Europa** (90 Seiten) 1,70 DM

Heft 2/1954 (112 Seiten) 2,50 DM, Jahresabonnement 9,— DM  
(für Studenten 6,— DM) zuzüglich Porto.

Verlangen Sie unverbindlich ein Probeheft des laufenden 10. Jahrgangs.

**DOKUMENTE-VERLAG OFFENBURG / BADEN**

HUGO WEHRLE, dessen bewährter „Wortschatz“ jetzt in 11. Auflage erscheint, gliedert im Gegensatz zu anderen Wörterbüchern nicht alphabetisch, sondern nach Begriffsfeldern bzw. Bedeutungsgruppen. Welchen Sinn hat diese Methode? Sie hilft jedem, der mit dem Wort umzugehen hat, den Begriff oder Ausdruck zu finden, der ihm auf der Zunge liegt. Hugo Wehrles



## DEUTSCHER WORTSCHATZ

(Ein Wegweiser zum treffenden Ausdruck, 11. Auflage, 544 Seiten, Ganzleinen 19,60 DM) führt durch Zusammenfassung der sprachlichen Möglichkeiten nach Sachgruppen zu der noch unbekannten Ausdrucksnuance. Der Benutzer des „Wehrle“ findet also von der Sache aus oder von den Sinnbezügen her eine Fülle von Bezeichnungen, so daß es immer wieder gelingt, an die angemessene Wendung, den „treffenden Ausdruck“ heranzukommen. Außerdem wird, wenn irgend möglich, ein Begriffsfeld durch Gegenüberstellung der Ausdrucksmöglichkeiten für sein Gegenteil vertieft und erläutert. Der DEUTSCHE WORTSCHATZ wird jedem, der vor der Notwendigkeit der sprachlichen Formulierung seiner Gedanken und Meinungen steht, zu einem unersetzlichen Helfer.

**KLETT**



unter dem Titel „Heilkunde. Eine Problemgeschichte der Medizin“, im Verlag Karl Alber, Freiburg-München, erschienen, ist der erste Versuch eines umfassenden Gesamtüberblicks über den Gang der abendländischen Medizin, die der Autor als eine immer neu ansetzende Bewegung zur „Grenze“ hin versteht, Grenze deshalb, weil der rationale wie der theologische Zugriff das Geheimnis der menschlichen Physis für das Erkennen nicht entschleiern, auch wenn wir glauben, die Grenzen dieses Erkennens durch das Experiment immer weiter in das uns bisher Unerforschbare und Unverständliche hinausgeschoben zu haben.

Leibbrand hat darauf verzichtet, Einzelprobleme der Medizin, wie etwa den Gesundheitsbegriff oder das Verhältnis von Leib und Seele in ihren Wandlungen bis zur Neuzeit zu verfolgen und abstrahierend darzustellen, er läßt vielmehr eine Auswahl wesentlicher Dokumente aus Schriften der Ärzte aller Zeiten unmittelbar zu uns sprechen, was seinem Unternehmen eine außerordentliche Aktualität und Lebendigkeit gibt. Der verbindende Text erhält vorbildlich die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge, stellt die Grundgedanken heraus, interpretiert knapp, aber erschöpfend die philosophischen und kulturgeschichtlichen Einflüsse. Diese in ihrer Art so bisher nicht vorhandene Textauswahl aus der unübersehbaren Menge des medizinischen Schrifttums ist eine meisterhafte Leistung überlegener Sichtung, die der Verfasser in vier große Teile aufgliedert: die Heilkunde der Antike, die des christlichen Zeitalters, die Medizin des Rationalismus auf ihrem Weg zur Verweltlichung im 19. Jahrhundert und schließlich den Ausblick in die Neuzeit, die um eine neue medizinische Anthropologie ringt.

Es scheint mir überhaupt einer der Vorzüge dieses nach Gehalt und Gestalt nicht einfachen Werkes zu sein, daß es uns Heutigen wieder zum Bewußtsein bringt, wie entscheidend in der Medizin die Auffassung vom Menschen ist, die der Arzt, der Kranke und das Zeitalter vertreten.

Angesichts etwa des aristotelischen Gesundheitsbegriffs, der *mesotes*, der rechten Mitte, die der Mensch einhalten muß und die der Arzt als Idee in sich trägt — denn seine Kunst ist die Form der Gesundheit — wird dem Leser erschreckend klar, daß unserer Zeit ein echter Begriff vom Wesen der Gesundheit fehlt. Denn Gesundheit ist etwas Höheres als bloß die Abwesenheit leiblicher Störungen, die uns am Genuß des Lebens hindern oder unsere Arbeitskraft lähmen. Sie ist nach griechischer Auffassung eine durch das Maßhalten zu verwirklichende Tugend.

Mit diesem willkürlich herausgegriffenen Beispiel sei darauf hingewiesen, wie eindringlich Leibbrand durch seine Darstellung das Geschichtsbewußtsein der heutigen Medizin erweitert, dieser in einer Krise ringenden Medizin, die der Einmaligkeit der menschlichen Person nach einem Jahrhundert absoluter Naturwissenschaft wieder ansichtig geworden ist, den Kranken wieder als leidenden Menschen versteht, der von seinem Arzt mehr

Fortschrittliche u. freiheitsbewußte  
Europäer lesen und verbreiten

## DAS FREIE WORT

die beliebte deutsche Wochenzeitung mit dem dreisprachigen „Europäischen Forum“, mit der „Sozialen Beilage“ und den Rubriken „Junge Welt — junges Europa“, „Europa — unsere Heimat — schönes, weites Abendland“, „Unsere Frauen — unser Leben“ und nicht zuletzt mit dem hochaktuellen politischen Teil, der an keine Partei gebunden ist und

**immer Neues, Besonderes und  
Interessantes**

bietet. „Das freie Wort“ steht an der Spitze aller europäischen Wochenzeitungen in seinem Eintreten

**für Freiheit, Recht und  
Menschenwürde.**

Monatlich durch die Post bezogen  
nur 1,22 DM. — Erfolgreiches In-  
sertionsorgan. Probenummern gra-  
tis durch den Verlag „Das freie  
Wort“ in Düsseldorf, Kasernen-  
straße 51.

verlangt als bloß objektives Wissen. Dem Arzt bei dieser Aufgabe zu helfen, in ihm den eigentlichen Geist seines Berufes zu erwecken, ist der hohe Sinn dieser Problemgeschichte der Heilkunde. *Joachim Bodamer*

### Gedichte der Gegenwart

Eine gültige Auswahl deutscher Gedichte der Gegenwart hat uns lange gefehlt, und gerade dadurch ist es zu verstehen, daß kurz nacheinander drei Gedicht-Anthologien erschienen sind, mit verschiedenen Ansprüchen zwar, aber doch alle drei mit dem Ziel, einen Überblick über das dichterische Schaffen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit zu geben und so dazu beizutragen, dem Gedicht aus dem Schattendasein herauszuhelfen, in das es die erzählende Prosa mehr und mehr zu rücken droht. Die erste der Anthologien ist die von *Hans Egon Holthusen* und *Friedhelm Kemp* im Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München, herausgegebene Sammlung „*Ergriffenes Dasein. Deutsche Lyrik 1900-1950*“ (390 S., kart. DM 5,80, Ln. DM 9,80). Es muß notwendigerweise — und das zeigt sich gerade bei einem Vergleich der vorliegenden drei Sammlungen — jede Auswahl subjektiv bestimmt sein und in gewissem Maße das Gepräge des oder der Herausgeber tragen. Weder in bezug auf die aufgenommenen Autoren noch hinsichtlich der von ihnen gewählten Gedichte wird man Holthusen und Kemp uneingeschränkt zustimmen können — doch jede Einschränkung betrifft nur Einzelheiten. Was hier geboten wird, kann wirklich als repräsentativer Querschnitt der deutschen Dichtung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gelten. Der Aufbau des Werkes überzeugt allerdings nicht; die Einteilung in fünf Gruppen erscheint trotz der ausführlichen Begründung, welche die Herausgeber im Nachwort bieten, nicht gerechtfertigt.

In dieser Hinsicht ist die zweite Anthologie eher zu bejahren: *Georg Abt*, „*Deutsche Gedichte der Gegenwart*“ (Gütersloh, Bertelsmann. 314 S. DM 6,85). Sie hält sich an eine ausschließlich chronologische Folge (nach den Geburtsjahren der

Dichter, nicht den Entstehungsdaten der Gedichte) und bietet so einen leichteren, vor allem dem jungen Menschen besser zugänglichen Überblick über die Entwicklung dieser Zeit. In der überwiegenden Mehrzahl sind hier Gedichte aufgenommen worden, die in dem Bande „*Ergriffenes Dasein*“ nicht enthalten sind. Die Auswahl wurde hier, so will es scheinen, weniger von der Absicht eines repräsentativen Querschnitts aus getroffen als vielmehr von der, die poetische Gültigkeit des dichterischen Worts sichtbar zu machen. Und von hier aus ist es erfreulich, daß sich eine ganze Reihe junger und jüngster Autoren in diesem Bande findet, obgleich natürlich die bekannten Namen, von Ricarda Huch über R. A. Schröder bis zu Wilhelm Lehmann, nicht — oder nur in den allerdings überraschenden Fällen George, Hofmannsthal und Loerke — fehlen. Daß bis zu 19 Gedichte eines einzigen Autors aufgenommen wurden, mag als weitere Anregung zur Beschäftigung mit den „Quellen“, den Werken der Dichter selbst dienen. Bei diesen beiden Anthologien, die sich — in ihren Vorzügen und Schwächen — aufs beste ergänzen, ist der erfreulich niedrige Preis besonders hervorzuheben.

Diesen beiden Sammlungen gesellt sich nun eine dritte zur Seite, die das mutigste Unternehmen darstellt: den Versuch, einen Überblick über die deutsche Dichtung der Gegenwart auf nur 70 Seiten zu geben („*Wellen und Ufer. Deutsche Gedichte seit 1900*“). Herausgegeben von *Oskar Jancke*. München, Piper. DM 2,—). Auf die jüngste Dichtung ist hier bewußt verzichtet: nach 1914 geborene Autoren sind nicht mehr aufgenommen worden, weil hier, wie der Herausgeber im Nachwort sagt, „wohl das Können, aber noch nicht der Rang erkennbar“ sei. Soweit die Aufgabe einer so knappen Anthologie-Übersicht überhaupt lösbar ist, hat Jancke sie in seiner notgedrungen verhältnismäßig konservativen Auswahl gelöst. Aber wenn von einem Dichter nur eines oder höchstens drei Gedichte aufgenommen werden können, wird es in den meisten Fällen eins der bekanntesten sein.

*k. h.*

## Christliche Gewißheit

In 2. Auflage liegt das Buch von **Hans Windekilde Jannasch** „*Herrnhuter Miniaturen*“ vor (Lüneburg. Heliand-Verlag. 134 S. DM 5,80). Die schlichte Christlichkeit der Herrnhuter, der Stillen im Lande, spricht aus jeder Erzählung. Alle Beiträge, die sich über die Zeit von 1738 bis 1923 erstrecken, sind Zeugnisse des abgeklärten frommen Geistes der Herrnhuter und ihrer verpflichtenden Haltung gegenüber dem Dienst an ihren Nächsten. Christus steht im Mittelpunkt, aber jeder Einzelne muß sich ihm verpflichtet fühlen.

Zwei Bücher des Pfarrers **Otto Riedel** in Härtenstein: „*Im Schatten Gottes*“ und „*Kleiner Reigen*“ (Berlin, Evang. Verlagsanstalt) bringen ausgewählte Gedichte. Auch sie sind Zeugnisse echter Frömmigkeit, die nicht vom Leben fort, sondern in das Leben hineinführen, getragen von einem ergreifenden Gottvertrauen. Er stammt aus dem Vogtland, seine Mutter aus einem Hugenottengeschlecht. In der Hitlerzeit war er Mitglied des Pfarrerbundes. Riedel dient auch mit seinen dichterischen Zeugnissen, von denen einige Platz im Gesangbuch finden sollten, dem Evangelium. Tief berührt seine Sicherheit im Glauben und im Eingebettetsein in Gott.

R. P.

## Die höfische Literatur

Der einzige Nachteil der „Geschichte der deutschen Literatur von

den Anfängen bis zur Gegenwart“ von **Helmut de Boor** und **Richard Newald** (München, C. H. Beck) ist, daß ihre Bände in so großen zeitlichen Abständen erscheinen, daß der angehende Germanist, für den dieses Werk vorzüglich gedacht und geeignet ist, normalerweise inzwischen sein Studium beendet hat. Freilich wird sich das bei nur zwei Bearbeitern nicht ändern lassen. Dennoch freut es, ein so groß aufgezogenes Werk in so sicheren Händen zu wissen. Nun ist jetzt, über vier Jahre nach dem 1. und zwei Jahre nach dem 5. Band, der Band 2 erschienen: „*Die höfische Literatur. Vorbereitung, Blüte, Ausklang. 1170—1250*“ von **Helmut de Boor** (VIII, 435 S. DM 18,50). Dieser Band umfaßt also die deutsche Dichtung der Stauferzeit, bis zum Tode Friedrichs II., die große deutsche mittelalterliche Dichtung, etwa von Heinrich von Veldeke über Hartmann von Aue und Walther von der Vogelweide und Reinmar von Hagenau bis zu Reinmar von Zweter. de Boor erweist hier dieselbe unangreifbare Sicherheit, die schon seinen 1. Band auszeichnet hat, und vermag sein Wissen in zwar nüchterner, aber nie trockener Weise wiederzugeben. Die ausführlichen Literaturhinweise zu jedem einzelnen Kapitel und die auch diesem Band beigelegte Zeittafel tragen weiter dazu bei, daß dieser Band ebenso als selbstständiges Werk wie als Teil des Gesamtwerks hohen Wert hat.

D. R.

## Mitarbeiter dieses Heftes u. a.:

**Hermann Stahls** Gedicht „Unanfechtbar Mai und Juni“ ist einem Gedichtband „*Wolkenspur*“ entnommen, der demnächst im Carl Schünemann Verlag, Bremen, erscheinen soll. Von Hermann Stahl — von dem auch in früheren Jahren schon Gedichte sowohl als auch Prosabeiträge in der Deutschen Rundschau erschienen sind — brachten wir zuletzt die Erzählung „Ein sehr altes klappriges Kajütboot“ in Heft 3/1954. — **Werner A. Fischer**, geb. 1934, ist in Bielefeld geboren und arbeitet als politischer Flüchtling gegenwärtig in Wiesbaden bei einer Behörde. — **Helmut M. Braem**, geb. 1922, hat in Hamburg, Königsberg und England Germanistik und Kunstgeschichte studiert. Er lebt als Publizist und Übersetzer in Stuttgart. — **Elisabeth Kaiser**, geb. 1925 in Nürnberg, hat bisher die Romane „*Zwischen den Sommern*“ (1951) und „*Baum im Asphalt*“ (1953) veröffentlicht, ferner Erzählungen in Zeitungen und Zeitschriften. — **Alfred Mozer** war der Autor des in Heft 5/1954 erschienenen Aufsatzes „*Zwiespalt der Weltreiche*“ (S. 521 ff) und nicht, wie zu unserem Bedauern durch einen Druckfehler angegeben, Alfred Vrozer.



Im nächsten Heft der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Hermann Ullmann . . . . . Weltstadt und Grenzstadt Berlin  
 Alfred Weber . . . . . Kollektiv und Genius  
 Bodo Scheurig . . . . . Vor zehn Jahren: Der 20. Juli 1944  
 Hugo Hartung . . . . . Das sarmatische Mädchen

## Eingesandte Bücher

(Besprechung vorbehalten)

- Barth, Hans: „Pestalozzis Philosophie der Politik“. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch. 159 S. DM 11,—.
- Kirst, Hans - Hellmut: „Nullacht - Fünfeinzig“. München, Kurt Desch. 386 S. DM 9,80.
- Huch, Ricarda: „Confalonieri“. Wiesbaden, Insel. 371 S.
- Ryke, Christian: „Wie die Orgelpfeifen“. Heilbronn, Eugen Salzer. 191 S. DM 7,80.
- Mühlberger, Josef: „Die schwarze Perle“. Esslingen, Bechtie. 94 S. DM 2,80.
- Buck, Pearl S.: „Zurück in den Himmel“. Stuttgart, Victoria. 339 S. DM 12,80.
- Verissimo, Erico: „Die Zeit und der Wind“. Wien, Paul Neff. 655 S.
- Marchal, Lucien: „Der Magier des Sertao“. Wien, Paul Neff. 470 S.
- Waltari, Mika: „Michael, der Finne“. Wien, Paul Neff. 557 S.
- Kühner, Hans: „Große Sängerinnen der Klassik und Romantik“. Stuttgart, Victoria. 313 S. DM 13,80.
- Lin Yutang: „Die Botschaft des Fremden“. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 340 S. DM 11,80.
- Meichsner, Dieter: „Die Studenten von Berlin“. Hamburg, Rowohlt. 621 S.
- Radiguet, Raymond: „Den Teufel im Leib“. München, Kurt Desch. 206 S.
- „Arnolt Bronnen gibt zu Protokoll“. Hamburg, Rowohlt. 494 S.
- Henel, Heinrich: „The Poetry of Conrad Ferdinand Meyer“. The University of Wisconsin Press, 333 S.
- Goldschmidt, R.: „Einführung in die Wissenschaft vom Leben“. Berlin, Springer. 314 S. DM 15,60.
- Waltari, Mika: „Der Renegat des Sultans“. Wien, Paul Neff. 600 S.
- Sabais, Heinz-Winfried: „Verändern Dichter die Welt?“ Zürich-München, Dreiflammenverlag. 37 S.
- Mommsen, Theodor: „Römische Geschichte“. Köln, Phaidon. 977 S. DM 17,50.
- Zink, Maurice: „Asien und der Westen“. Köln, Verl. für Politik und Wirtschaft. 365 S. DM 11,80.
- Hess, Erwin: „Colleoni“. Wien, Paul Neff. 384 S.
- Lesage: „Der hinkende Teufel“. Wien, Paul Neff. 277 S.
- Schwarz, Wolfgang: „Die Komödie des Satans“. Berlin, F. A. Herbig. 84 S.
- Trenner, Franz: „Richard Strauß“. München, C. H. Beck. 320 S. DM 11,80.
- Schweitzer, Bernhard: „Platon und die bildende Kunst der Griechen“. Tübingen, Max Niemeyer. 96 S. DM 14,—.
- Wehrle, Hugo: „Deutscher Wortschatz“. Stuttgart, Ernst Klett. 544 S. DM 19,60.
- Hoover, Herbert: „Memoiren“. 2 Bd. Mainz, Grünewald-Verlag. DM 33,25.

## Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU im Ausland:

Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748 — Dänemark: Pressa AG., Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, Helsinki. — Frankreich: Librairie Martin Flinter, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Israel: Dr. Alfred Allerhand, 8 Adam Macohen Street, Tel Aviv. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P.O.B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Österreich: K. Lintl (W. Ennsthaler), Steyr, Grünmarkt 7. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstr. 98. — Schweiz: Azed AG, Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches Vereinsortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumburaci Yokusu 12.

Die DEUTSCHE RUNDSCHAU ist außerdem in jeder guten Buchhandlung erhältlich oder bestellbar.

# RUNDSCHAUREISEN

*Goethe: Die beste Bildung findet ein gescheiter Mensch auf Reisen.*

*(Wilhelm Meisters Lehrjahre 1777—1796)*

Auszüge aus unserem SOMMERPROGRAMM:

1. **Nordlandfahrt 1954** 4. 8.—17. 8. 54 DM 570,—  
Komb. Bahn- und Seereise nach Göteborg — Oslo — Karlstad — Stockholm Gränna — Kopenhagen.  
Leitung: Dr. phil. E. Burger, Heidelberg.
2. **Studienreise nach Großbritannien** 8. 8.—21. 8. 54 DM 498,—  
Komb. Bahn-Omnibusreise nach London (5 Tage Aufenthalt) — Pendley Manor — Cambridge — Leamington — Eton.  
Leitung: Dr. phil. Schmutzler, Kunsthistoriker.
3. **Klassische Reise nach Griechenland** 10. 8.—28. 8. 54 DM 892,—  
Komb. Bahn-, See- und Omnibusreise, Bahnfahrt nach Brindisi, Seereise nach Athen—Kreta—Athen, Omnibusrundreise nach Mykene, Patras, Olympia, Delphi, Theben, Athen. Seereise Athen—Korfu—Brindisi und Bahnfahrt Rom—Stuttgart.  
Leitung: Prof. Dr. K. Wais, Univ. Tübingen.
4. **Kanarische Inseln — Flugreise** ca. 14. 8.—29. 8. 54 ca. DM 1490,—  
Flugreise Frankfurt — Las Palmas (5 Tage Aufenthalt).  
Flug Las Palmas — Santa Cruz (5 Tage Aufenthalt).  
Flug Santa Cruz — Tetuan (1 Tag Aufenthalt).  
Flug Tetuan — Madrid (2 Tage Aufenthalt).  
Flug Madrid — Frankfurt.  
Leitung: Y. Jetter, Tübingen.

Und viele weitere Reisen nach VENEDIG, ROM-NEAPEL, RIVIERA, DOLOMITEN, Schiffsreise zu den Azoren, NORDFRANKREICH, SÜDFRANKREICH, SCHWEIZ.

Schreiben Sie uns noch heute und verlangen Sie die für jede Reise ausgearbeiteten Detailbeschreibungen. Schreiben Sie an das

**BÜRO FÜR INTERNATIONALE FACH- UND STUDIENREISEN**

**BRUNO HOCHREITHER - TÜBINGEN**

FRIEDRICHSTRASSE 15-17 — TELEFON: 3863



## **So gehen keine Erdteile unter . . .**

Mit diesem Westphal-Zitat überschrieben, bringt die W E L T vom 23. 1. 1954 eine ausführliche Besprechung von Walter Görnitz

über OTTO WESTPHALS

### **»Weltgeschichte der Neuzeit«**

400 Seiten

Leinen DM 16.80

die wir nachstehend in großen Zügen wiedergeben:

„Wer die ‚Weltgeschichte der Neuzeit‘ in die Hand nimmt, wird zuerst fragen, wer der Mann ist, der dieses Beachtung verdienende Buch geschrieben hat. Es stellt zum erstenmal in Deutschland wieder den Versuch dar, von der ‚Spezialität‘ zur Universalschau vorzustoßen. Westphal war Historiker vom Fach, um alle besorgten Gemüter zu beruhigen, Professor für Geschichte in Königsberg und in Hamburg. Freimütig bekennt er, einmal dem Nationalsozialismus nahegestanden zu haben. Mit einer Offenheit, die angesichts der herrschenden Manie, zu beweisen, man sei nie Faschist gewesen, fast brutal anmutet, nennt er sich einen ‚Ex-Faschisten‘. Aber eben weil er als Idealist zu Hitler gestoßen war, fühlte er sich schon 1936 von den Methoden des Dritten Reiches derart angewidert und machte so wenig ein Hehl daraus, daß er Amt und Lehrstuhl einbüßte und aus der NSDAP ausgestoßen wurde.

Bevor ihn der Tod hinwegnahm, hatte er den Plan gefaßt, eine Weltgeschichte zu schreiben, ausgehend von dem Gedanken, der moderne Historiker müsse in Kontinenten denken und berücksichtigen, daß politische Geschichte in sehr wesentlichem Sinne immer Religionsgeschichte sei. Dankenswerterweise haben nun Rein und Buchner die vor Westphals Tod fertig gewordenen Teile der Weltgeschichte herausgegeben.

Hier versucht ein unabhängiger Geist außerhalb alier Denkschemata in einer Schau, die durch Weite, Tiefe und die Fähigkeit besticht, alle Faktoren, Politik, Religion, Soziologie, Kunst und Literatur historisch zu begreifen, eine Deutung unserer Zeit zu geben, wie wir sie bislang nicht besaßen.

Für Westphal bildet das Kardinalproblem der jüngsten Geschichte die Stellung des alternden Europa zwischen den neuen Machtblöcken Asien und Amerika. Wäre Hitler nicht gekommen, meint er, wäre Deutschland und der Welt unendliches Leid erspart worden. Wörtlich heißt es dann: „Aber so gehen keine Erdteile unter. So geht kein Leben unter, das eine Weltmission gehabt hat, wie das europäische.“

Über die Einzelheiten der Thesen Westphals mögen die Fachleute diskutieren. Entscheidend ist, daß sie sie diskutieren müssen, denn um dieses Buch kommt kein geschichtlich und politisch Interessierter herum. Man sollte es nicht lesen, sondern aufmerksam studieren.“

**W. KOHLHAMMER VERLAG · STUTTGART**





**Mehr Wissen** durch **HUMBOLDT TASCHENBÜCHER**



**40 Bd. erschienen — monatlich mindestens 2 Bände**



**DM 1,95**

**in jeder Buchhandlung**

**DM 1,95**



**Mehr Wissen** durch **HUMBOLDT TASCHENBÜCHER**